

Zusammengestellt von:
Dirk Jäckel

Europa vor der Moderne: Epochen und Räume

Kurseinheit 2:
Gibt es ein Europäisches Mittelalter?

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

3. Gibt es ein Europäisches Mittelalter?

3.1 „Europa“ im Mittelalter - vom geographischen Begriff zur politischen Idee

Rudolf Hiestand

Erstveröffentlichung in: Hans Hecker (Hg.), *Europa - Begriff und Idee*. Historische Streiflichter, Bonn: Bouvier 1991 (Kultur und Erkenntnis. Schriften der Philosophischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Bd. 8), S. 33-48.

I.

„Divisus est autem orbis trifarie, e quibus una pars Asia, altera Europa, tertia Africa nuncupatur.“

„Aufgeteilt ist die Erde in drei Teile, von denen der eine Asien, der andere Europa, der dritte Afrika genannt wird“. So lasen es die Menschen des Mittelalters in ihrem Nachschlagewerk, den *Etymologien* des spanischen Bischofs Isidor von Sevilla aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts. Isidor folgte dabei dem Geschichtswerk des gleichfalls aus Spanien stammenden Priesters Orosius, eines Zeitgenossen und Freundes des Kirchenvaters Augustin, und Äußerungen Augustins selbst (*De civitate Dei* XVI 17).

In dieser Definition einer dreigeteilten Welt spiegelte sich die jüdisch-christliche Tradition von den drei Söhnen des Erzvaters Noah, deren jeder einen Erdteil als Erbe erhalten habe: Sem als der älteste Asien, Ham als der mittlere Afrika - wie bis heute von Semiten und Hamiten als Völkergruppen oder Rassen des Vorderen Asiens und des nördlichen Afrikas gesprochen wird -, während der dritte und jüngste, Japhet, jenen Erdteil bekam, dessen Einwohner freilich heute nicht nach ihm Japheten oder ähnlich, sondern Europäer genannt werden. In der mittelalterlichen Bibelexegese fand man für diese alttestamentliche *Figura* als neutestamentliche Entsprechung die drei Boten, die der Hauptmann Cornelius aussandte (Apg. 10). Sie verkörperten gleichfalls die drei Erdteile, nun als das Feld der Mission, und zusammen wiederum den ganzen Orbis. Beides: die drei Söhne Noahs und die drei Boten galten als Abbild der göttlichen Trinität. Daß man den Bewohnern der einzelnen Erdteile je bestimmte Charaktereigenschaften wie Hautfarbe, Körpergröße, psychische und intellektuelle Eigenheiten zuschrieb, braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Nur angefügt sei im Blick auf die Bedeutung, die Sprachen für uns als ein Unterscheidungsmerkmal haben, daß Isidor auch drei Sprachgruppen unterschied: den Orient, wo die Menschen die Zunge und die Wörter im Rachen zerquetschen, die Mittelmeeranwohner, die ihre Rede im Gaumen bilden, und schließlich die Westler, die die Wörter in ihren Zähnen zerbrechen (*Etymologiae* IX 1). Die Dreiteilung der Erde war ein Grundprinzip der mittelalterlichen Weltanschauung. Doch welche Rolle spielte darin Europa?

Wenn heute eine aktuelle Forderung den Historiker wieder auf die Bedeutung des Raumes verweist und ihm nahelegt, diesen in seine Untersuchungen mit besonderem Gewicht einzubeziehen, so war dies im Mittelalter selbstverständlich. Ein Satz über die Gliederung des Erdkreises gehörte unverzichtbar an den Anfang der großen Weltchroniken von Beda Venerabilis im 8. Jahrhundert zu Martin von Troppau im 13. Jahrhundert. So beginnt z. B. Otto von Freising seine tief von augustini-schen Gedanken geprägte *Historia de duabus civitatibus* mit dem Satz:

Als Auftakt zu unserer Darstellung des Geschichtsablaufs von Adam bis zur Gegenwart wollen wir zunächst kurz die Einteilung des Erdkreises angeben. Die früheren Schriftsteller erklären, es gebe drei Erdteile: Asien, Afrika und Europa. Deren ersten setzen sie an Größe den beiden anderen zusammenge-nommen gleich, manche nehmen jedoch nur zwei Erdteile an, nämlich Asien und Europa, wobei sie Afrika wegen seiner Kleinheit zu Europa rechnen.

Im Zentrum steht also nicht, wie wir es in unserer Sicht aus einer langen Tradition gewohnt sind - oder wenigstens bis zu einem oft schmerzhaften Lernprozeß bis vor kurzem waren - Europa, sondern Asien, meist konkretisiert in Jerusalem als der Stadt des Heilsgeschehens. Für das Mittelalter stand so ein kleines Europa einem meist doppelt so großen Asien gegenüber - in deutlichem Gegensatz zur Ansicht des älteren Plinius, für den in seiner *Historia naturalis* Europa größer war als Asien und Afrika zusammen. In allen diesen Aussagen ist Europa stets ein Raum, in dem sich Geschichte abspielt. Verließ im Alten Testament die Grenze zwischen Sems und Japhets Erbe am Taurus und ließ Kleinasien zum Westen gehören, so sah man in der Folge Europa von Asien getrennt durch eine in Nord-Süd-Richtung konzipierte Linie, die von der Donnmündung über die Meerengen von Bosporus und Dardanellen zum Nil oder in die westlich anschließende Wüste - etwa bei der heutigen ägyptisch-libyschen Grenze - verlief. Ägypten gehörte so zu Asien und nicht zu Afrika, das oft auch überhaupt Libyen genannt wurde. Wie man gelegentlich unsicher war, ob Afrika wirklich als ein eigener Erdteil anzusehen sei, so gab es Unterschiede über den Verlauf der Trennlinie zwischen Asien und Europa nördlich des Bosporus. Zwar überwog bei weitem die eben genannte Donnmündung, doch in bereits richtiger Erkenntnis, daß dies statt einer vertikalen eher eine diagonale Linie ergebe, plädierten einige statt der Don- für die Dnjestr- oder gar die Donaumündung.

Viel schwieriger wurde die Frage, wenn diese Linie weiter nach Norden fortgeführt werden sollte in Gebiete, die noch kaum oder gar nicht erschlossen waren. Verschiedene Grundvorstellungen traten in Widerspruch. Hieß *orbis* rein geographisch das bewohnbare Land im Gegensatz zum Okeanos oder bedeutete er die Oikumene im engeren Sinn als den hellenistisch-römischen Kulturkreis, der im Imperium Romanum seinen sichtbaren politischen Ausdruck fand, ohne die Barbaren, denen das eigentliche Kennzeichen des Menschen, die *humanitas*, fehlte? Seit der konstantinischen Wende kam als weiteres Kriterium die Zugehörigkeit zum christlichen Glauben hinzu. Ein ständiges Schwanken der Auffassungen wurde unvermeidlich.

Vom geographischen Begriff Europa her stellte sich vor allem die Frage des Nordens und Ostens, der außerhalb des *Imperiums* gelegen hatte. „Aus Skandinavien kamen die Goten (bzw. die Vandalen bzw. die Langobarden) nach Europa“,

schrieben fast wörtlich übereinstimmend Jordanes, Isidor, Paulus Diaconus und selbst noch Adam von Bremen in der Mitte des 11. Jahrhunderts. Hier wurde eine neue Grenzlinie gezogen durch Nord- und Ostsee, und Europa ist nur der Kontinent ohne die „Insel Skandinavien“. Erst allmählich setzte sich die Ausweitung der antiken Vorstellung durch, wobei die Festlegung der Ostgrenze etwas blieb, was man gerne umging. Die Erschließung der außerhalb des *Imperiums* gelegenen Gebiete und ihre Eingliederung in die christliche Oikumene erfolgte - mit Ausnahme einiger rechtsrheinischer Gebiete - nicht durch politisch-militärische Eroberung, sondern durch Mission, freilich nicht so sehr als das Werk einer von der Spitze der Kirche planmäßig organisierten Aktion, sondern als Ergebnis der häufig staatlich initiierten, vom Papsttum nur abegesegneten Missionstätigkeit einzelner Mönche, Kleriker und Kirchenfürsten. Erst die Asienmission des 13. und 14. Jahrhunderts wurde zum Teil systematisch von Rom aus konzipiert - und *sie* blieb langfristig erfolglos!

II.

Doch geht es hier nicht um eine Geschichte geographischer Anschauungen, sondern um eine politische Idee. Für die Gegenwart ist die Sachlage klar: Europa verwenden wir tagtäglich in Zeitungen, Rundfunk, Fernsehen, Reden, Büchern dutzend-, ja hundertfach: vom Europaparlament über den Europarat, die Europäische Gemeinschaft zu Eurorail und Euroscheck. Auf den beiden ersten Seiten des politischen und des Wirtschaftsteils der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* eines einzigen Samstags ist das Wort Europa oder europäisch über zwanzig Mal erschienen, einige Tage zuvor waren es rund 50 Belege.

Genau besehen, stellt „Europa“ unter geographischem Gesichtspunkt in den meisten Fällen eine Anmaßung dar; fast nirgends wird bei sorgfältiger Prüfung der ganze Erdteil wirklich einbeschlossen. Im Europarat sind die Staaten vertreten, die diesseits des bis vor kurzem bestehenden Eisernen Vorhangs liegen; während die französische Politik einmal Europa vom Atlantik bis zum Ural als Einheit betonte, spricht man heute häufig von einer Wahrnehmung europäischer Interessen gegenüber den beiden Großmächten und klammert so die Sowjetunion gerade aus. Es zeigen sich unter terminologischer Sicht weitere Merkwürdigkeiten. Einige europäische Staaten gehören zur Europäischen Gemeinschaft, andere zur Europäischen Freihandelszone man kann jedoch nur entweder zur EG oder zur EFTA gehören!

Was also ist Europa? Ich fahre hier nicht weiter; meine neuzeitlichen Kollegen mögen diesen Einbruch in ihre Gefilde verzeihen - und nötigenfalls richtig stellen. Wir könnten zusammenfassen, daß es zweifellos „Europa“ gibt, aber mit ganz verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten, und jeder versteht darunter etwas anders, ja genauer er versteht den Begriff in mehrfacher Bedeutung. Im politischen Bereich wäre man in Abwandlung eines bekannten Diktums versucht zu formulieren: „Sage mir, was du unter Europa verstehst, und ich sage dir, was du als *zoon politikon* bist“, oder, da wir vom Mittelalter herkommen, mit Walter Maps berühmter Frage: „Was ist Europa? Alle sprechen davon, überall und nirgends ist es, keiner hat es gesehen“.

Diese Fülle von Bezügen auf Europa in unserem politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Alltag ist vor allem eine Erscheinung seit dem Zweiten Weltkrieg. Für die

mittelalterliche Geschichte erfolgte die Einstimmung durch Bücher, die auf die Europaidee durch ihren Titel hinwiesen: wie Heinrich Dannenbauers *Die Entstehung Europas*, Friedrich Heers *Der Aufgang Europas* oder eine minutiöse, nicht leicht zu lesende Begriffsstudie von Jürgen Fischer über *Oriens - Occidens - Europa*.

Doch diese Titel täuschen. In Wirklichkeit steht der Mediävist in der denkbar schlechtesten Situation für die Aufgabe, die ihm hier zugefallen ist, als erster in einer Ringvorlesung über Europa zu reden. Man ist sich unter den Historikern heute ziemlich einig, daß der Begriff Europa - von den geographischen Definitionen abgesehen - im größten Teil des Mittelalters kaum eine Rolle spielte. Noch etwas pointierter könnte man behaupten: es gibt keine Europaidee des Mittelalters, die Europaidee löst das Mittelalter ab. Um dies zu belegen, genügen einige Hinweise. In der Chronik Ottos von Freising, einer Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Jahr 1146 nach Christi Geburt, findet sich auf fast 350 Druckseiten das Wort Europa viermal: Zuerst an der bereits angeführten einleitenden Stelle, zuletzt bei der Nachricht, daß zur Zeit des Samson und des Äneas Athen begonnen hätte, *auctoritatem habere in Europa*. Gewiß kein sehr ertragreiches Ergebnis! Für die ganze folgende Zeit kommt Otto von Freising ohne das Wort Europa aus. In seinen *Gesta Frederici* findet sich Europa dreimal, nämlich mit den Bemerkungen, Sizilien liege am Rande Europas gegen Afrika, der Rhein gehöre laut den Topographen zu den drei wichtigsten Flüssen Europas und einige Seiten weiter dieselbe Bemerkung über die Donau. Daran ändert sich nichts, wenn wir Einhard, Adam von Bremen (dreimal in rein geographischem Sinne), Hermann den Lahmen, Wipo betrachten. Deutlich wird bestätigt, daß Europa als politisch-historischer Begriff keine prägende Bedeutung hat. Es wird also über etwas nachzudenken sein, was es - fast - nicht gab, einen Begriff, den man kaum verwendete.

Freilich erhebt sich sofort der Einwand: Karl der Große! Aachen! Dort wird doch jährlich der Karls-Preis für Verdienste um Europa verliehen, dort fand die erste jener großen Ausstellungen statt, die Zehntausende von Menschen anzogen. War es nicht gerade Karl der Große, auf dessen Namen und Werk sich nach dem Zweiten Weltkrieg die neue politische Europaidee berief? Und Mediävisten werden noch hinzufügen: *Karolus pater Europae*: so steht es in den Quellen, so lautet eine wichtige Untersuchung des englischen Historikers Bullough.

Beides ist richtig - doch gilt es genauer hinzusehen. In der Tat hatte Karl der Große durch eine Reihe weitausgreifender Feldzüge die Grenzen seiner Herrschaft über das *Regnum Francorum* ausgedehnt, die Langobarden, Teile des rechtsrheinischen Germaniens, die spanische Mark gewonnen, im Süden bis Benevent seine Macht ausgedehnt: „verehrungswürdiger Gipfel Europas“ (*venerandus apex Europae*), um eine andere Formulierung der Zeit anzuführen.

Was bedeutete hier Europa? Ist es mehr als ein geographischer Raum? Zuerst gilt es wieder festzuhalten, daß Karl selber und ebenso seine Kanzlei das Wort nie verwendet hat. Daß es auch sein Biograph Einhard nicht verwendet, wurde schon erwähnt, und die sog. Reichsannalen enthalten es gleichfalls nicht. Dies allein mahnt zur Vorsicht. Verwendet wurde das Wort vor allem von Dichtern, die in starker Abhängigkeit von Iren und von Leuten standen, die durch irisches Denken beeinflusst waren. Dort am Rande der bewohnten Erde hatte man aus der Spätantike den Begriff als zusammenfassende Bezeichnung für die kontinentalen Teile des Weströmischen Reiches tradiert, und verwendete ihn nun, um den über die Gren-

zen des Frankenreichs hinaus gewachsenen politischen Raum wiederzugeben. Und *pater Europae* - vor einer zu schnellen Folgerung auf einen großkonzipierten Europaplan warnt schon die Tatsache, daß der gleiche Dichter nur wenig zuvor in einer fast parallelen Aussage nicht *pater Europae*, sondern *caput orbis* schreibt. Sollten *orbis* und Europa das gleiche sein? Und das ungewöhnliche *pater* selbst ist ebenfalls im Kontext einzuordnen, wo nebeneinander gestellt werden „*Carolus pater Europae et summus Leo pastor orbis*“ „Karl der Vater Europas und Leo der höchste Hirte des Erdkreises“ - gemeint war Papst Leo III. Man könnte freilich noch einen Schritt weiter gehen und daran erinnern, daß mit *pater* in der politischen Terminologie des Mittelalters auch der Kaiser von Konstantinopel bezeichnet wurde als der Vater der imaginären Familie der Könige, die alle ihm hierarchisch nachgeordnet waren, und in diesem Zusammenschluß die Wahrung der göttlichen Weltordnung sicherten. Bedeutete *pater Europae* gegenüber *caput orbis* im Jahre 799 etwa gerade die Selbstbeschränkung auf Europa, freilich auch die Überordnung über die außerhalb des karolingischen Machtbereichs stehenden Reiche des Westens wie die Angelsachsen?

Zweifellos war ein Ansatz zu einer Europaidee vorhanden, doch er wurde in größerem Rahmen erst aufgenommen, als eine Gleichung Europa = karolingisches Imperium längst Vergangenheit geworden war, als das Reich sich auflöste und man wieder nach Einheit rang. Für die Folgezeit sei nur festgestellt, daß in der Ottonen- und frühen Salierzeit vereinzelt eine Anknüpfung an diese schemenhafte karolingische Idee erfolgte; in den meisten, insgesamt nur sehr wenigen Fällen, in denen das Wort überhaupt vorkommt, aber als rein geographische Definition.

Nicht die vereinzelt Berufung auf Europa am Hofe Karls wurde für die Folgezeit wichtig, sondern die Tatsache, daß nach dem Zusammenbruch des karolingischen Imperiums bzw. trotz seines raschen Verfalls die aus ihm hervorgehenden neuen Reiche, Könige, Fürsten und Völker sich auf Karl als ihren Vorläufer, wenn nicht gar ihren Vorfahren beriefen und sich damit eine gemeinsame Basis schufen. Es war keine Europaidee, sondern ein Karlsmythos, der den Raum prägte, der später die Europaidee füllte, mit Paladinen, Reise nach Jerusalem und Konstantinopel, Heidenkampf: die Karlsidee geht über Europa hinaus.

III.

Wenn Europa kein politischer Begriff von größerer Wirkung in unserem Zeitabschnitt war, so bleibt doch die Frage, wieweit dieser Raum etwa mit anderen Begriffen und Ideen erfaßt wurde. In einer ganz knappen Übersicht sind es bis zum 13./14. Jahrhundert ihrer vier, die angeführt werden können: *imperium - ecclesia - christianitas - occidentens* bzw. Abendland. In der Spätantike betrachtete sich der Westen trotz gelegentlicher Interessengegensätze und Konflikte, trotz der beginnenden Bildung germanischer Staaten auf seinem Boden nie als ein autonomes Gebilde, sondern stets als ein Teil des *Imperium Romanum* wie auch die beiden Kaiser sich nicht an der Spitze von zwei Reichen, sondern als die zwei Häupter eines Reiches auffaßten.

Mit dem Jahre 476 veränderte sich diese Situation nicht grundlegend. Nicht das Römische Reich war untergegangen, sondern das Weströmische Kaisertum. Anders gesagt, statt zwei Kaisern hatte das Reich nun wieder nur einen Kaiser, der

sich als der Herr über das Ganze ansehen konnte, wenn auch weite Teile der *pars occidentalis* unmittelbar unter germanischen Königen standen. Dennoch blieb der Kaiser in Konstantinopel ihnen übergeordnet als der heilsgeschichtliche Fortsetzer des *Imperiums*, und mindestens auf dem Kontinent waren sich die Herrscher dieser Situation durchaus bewußt. Im dunklen 7. Jahrhundert ahmte Dagobert I. sogleich eine ihm zugekommene byzantinische Kaiserurkunde nach, und noch in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts übersandte der Papst im Auftrage des Basileus den Königen im Westen nach jedem Thronwechsel in Konstantinopel gemalte Tafeln mit dem Bilde des neuen Kaisers, nicht anders als heute in Amtsstuben und Repräsentationsräumen die Bilder neu gewählter Staatsoberhäupter gegen diejenigen ihrer Vorgänger ausgetauscht werden.

Mit der Erneuerung im Jahre 800 wurde jedoch das für die Folgezeit wichtige Problem der Koexistenz von zwei Kaisern bzw. zwei Kaiserreichen aufgeworfen, die im Ansatz beide universal sein wollten. Vorerst suchte der Westen einem größeren Konflikt auszuweichen. Daß Karl der Große aber einer politischen Europaidee als Legitimation seiner Stellung fern stand, daß Einhard das Wort Europa gerade bewußt vermied, wird deutlich, wenn er hervorhebt, daß Karl in Beziehungen nicht nur zu Karthago, was noch der alten westlichen Reichshälfte zuzuordnen war, jedoch sicher nicht mehr Europa im ursprünglichen Sinn darstellte, sondern auch zu Ägypten und Jerusalem trat, was in jedem Fall nicht mehr Europa, ja auch nicht der Westen ist. Man darf eben nie übersehen, daß *Imperium* stets einen universalen Aspekt beinhaltete und selbst *Imperium occidentale* und Europa nicht deckungsgleich waren.

Ebenso verhält es sich im kirchlichen Bereich. Mit der Zuwendung des Papsttums zum Frankenreich wurden die Spannungen zwischen den Patriarchen des alten und des neuen Roms aus dem Inneren des Herrschaftsbereichs der *Basileia* der Römer in Konstantinopel hinausgehoben. Auch hier mußte es zum Konflikt um die universale Geltung kommen. Vergessen wir nicht, daß selbst im eingeschränkten Bedeutungsfeld als Patriarchat des Westens auch *Ecclesia Romana* sich nicht mit Europa gleichsetzen ließ, denn die Trennlinie ging auch durch die südlichen Küstengebiete des Mittelmeeres. Tripolis gehörte ebenso wie Karthago und der heutige Maghreb zu Rom. Dies war mehr als bloße Idee. Es genügt, den Namen Augustinus von Hippo zu erwähnen und zu erinnern, daß es in Nordafrika auch über die arabische Eroberung hinaus eine christliche Kirche gab, mit deren Bischöfen noch Gregor VII. und selbst Alexander III. im 12. Jahrhundert in Kontakt standen. Auch der Begriff Lateinisch bzw. *Latinitas* ist hier nicht anzuwenden, denn Süditalien und die westlichen Teile des Balkans sind zum Teil griechisch und slawisch. Rom wollte universal sein. Ein ausgesprochener Europabezug hätte sich für die *Ecclesia Romana*, die zudem in der Bezeichnung *Romana* schon den universalen Anspruch führte, nicht anders als für das *Imperium* als kontraproduktiv, ja selbstzerstörerisch erwiesen. Daher vermied die päpstliche Kanzlei das ganze Mittelalter hindurch den Begriff Europa weitgehend.

Während die Kirche im Frühmittelalter gegenüber den *regna* keine eigenständige Rolle spielte, wurde dies mit dem Verfall des Karolingerreiches anders. Unter Nikolaus I. (858-867) erhob das Papsttum zum ersten Mal Ansprüche auf eine führende Rolle. Doch der verbindende Begriff war nicht die mehrdeutige, durch die augustianische Theologie befrachtete *Ecclesia*, sondern *Christianitas*. Seit der Mitte

des 9. Jahrhunderts beginnt dieser Begriff, in den Quellen in einem soziologischen Sinne als die Allgemeinheit aller Christen von Papst und König bis zu den einfachen Gläubigen aufzutreten. Im Gegensatz zu *Ecclesia* ließ er keinen Zweifel offen, daß damit nicht nur der Klerus, sondern auch die Laien gemeint waren. So wenig freilich wie *Ecclesia Romana* oder *Imperium* konnte *Christianitas* mit Europa und seinem Raum gleichgesetzt werden, denn auch *Christianitas* war universal in Abgrenzung zur nichtchristlichen Welt. Ihren Höhepunkt und zugleich bereits dessen Überschreiten fand die *Christianitas*-Idee zweihundert Jahre später in den Kreuzzügen.

Erst recht ließ die Kirchenreform keine Europaidee sich kristallisieren. „Quod solus Romanus Pontifex iure dicitur universalis“ (Daß allein der römische Bischof zu Recht universal genannt wird), erklärte Gregor VII. im *Dictatus Papae*. Wenn sozusagen als Ausnahme Calixt II. sich nach dem Wormser Konkordat Heinrich V. gegenüber befriedigt darüber äußert, daß nun die Nöte der *fideles Europae* zu Ende seien, so zeigt dies gerade den geographischen Gebrauch des Wortes; der Investiturstreit war im Blick der universalen Kirche ein regionales Problem gewesen. Dennoch wuchs mit dem Ausbau des päpstlichen Verwaltungsapparates, vor allem mit dem Jurisdiktionsprimat, das Netz innerer Verbindungen.

Die Bedeutung der Kreuzzüge als das erste und einzige große Gemeinschaftsunternehmen des Abendlandes, an dem alle lateinischen Gebiete irgendwie beteiligt waren, ist offenkundig. Die Kreuzzüge beziehen jetzt auch die iberische Halbinsel und Skandinavien ein. Durch sie entstand für kurze Zeit eine Solidargemeinschaft mit einem gemeinsamen religiösen und als Folge des erfolgreichen ersten Kreuzzuges einem gemeinsamen politischen Ziel. Doch konzipiert war der Kreuzzug nicht als eine abendländisch-europäische Aufgabe, sondern eine solche der gesamten *Christianitas*, zu der die byzantinische Welt in erster Linie beitragen sollte. Daß in der Folge die Kreuzzüge nicht nur Gemeinschaft gegen den Islam, sondern auch gegen Byzanz hervorriefen, Begriffe wie die *perfidia* der Griechen gerade innerhalb der christlichen Welt zu einer Spaltung führt, war nicht vorhergesehen. Das Papsttum wollte nie Europa allein, sondern hatte immer die Oikumene als sein Ziel.

Bezeichnenderweise sprechen weder Urban II. noch die folgenden Päpste in ihren Kreuzzugaufrufen an zentraler Stelle von Europa, während sie den geographischen Begriff *Asia* durchaus hervorheben. Aus dem vereinzelt Vorkommen des Wortes in den erzählenden Quellen, wenn etwa einmal im sogenannten *Sermo Fulcherii* der Satz steht: „insurrexit Occidens contra Orientem, popellus contra gentem multam, Europa contra Asiam immo Affricam, fides contra perfidiam“ („es erhebt sich der Westen gegen den Osten, ein kleiner Haufen gegen eine grosse Masse, Europa gegen Asien vielmehr Afrika, der rechte Glaube gegen den Irrglauben“), so war dies rhetorische Tradition, ohne daß sich daraus eine Europaidee ableiten ließe. Nicht viel anders verhält es sich, wenn bei Radulf von Caen die Türken erschrecken, als ihnen ganz Europa entgegentritt.

Trotz ihres Scheiterns wirkten die Kreuzzüge aber nach. Von besonderer Bedeutung wurde neben der Aufgabe des Glaubenskampfes, den man als den geringsten gemeinsamen Nenner der abendländischen Welt bezeichnen könnte, die zunehmende Abgrenzung innerhalb der *Christianitas* zwischen Griechen und Lateinern. Der

Westen gewann Bewußtsein seines Andersseins und drängte die Griechen in den Orient zurück. Noch aber ließ sich daraus eine Europaidee nicht ableiten.

Noch einmal: gab es einen Begriff, der unserem „Europa“ nahe kam? Wollte man im Mittelalter die Gesamtheit der „europäischen“ Völker bezeichnen, so blieb nur der aus der Spätantike stammende Begriff *Occidens* bzw. *occidentalis*. Er ermöglichte, auch innerhalb der *Ecclesia* oder der *Christianitas* die lateinischen Christen abzuheben von der griechischen und den orientalischen Nationalkirchen. Weshalb freilich im Westen *Latini* und vor allem *Latinitas* keineswegs die erwartete Rolle spielte, ist noch nicht genügend geklärt.

IV.

Gerade die Kreuzzugszeit läßt ersehen, daß „Europa“ auch nicht eine von außen an den Westen heran getragene Idee war. Das Bild in den byzantinischen Quellen ist nicht anders als das der lateinischen. Wenn sie seit der Völkerwanderung vom Westen berichten, so sprechen sie von *ta hesperia*, *he dysis*, bzw. den Gebieten gegen Sonnenuntergang. Dabei werden die Einwohner des Westens neben der Pauschalbezeichnung *barbaroi* mit wechselnder Terminologie *Phrangoi*, *Keltoi*, *Germanoi*, *Latinoi* genannt. Die beiden mittleren sind selten, wobei entgegen einer ersten Vermutung *Germanoi* nicht die Deutschen, sondern die Franzosen meint. Zahlenmäßig überwiegen bei weitem *Phrangoi* und *Latinoi*. Eine eingehende Untersuchung über ihre Verwendung und Differenzierung sowohl im sachlichen als auch im diachronischen Schnitt steht aus; es scheint, daß seit dem 11./12. Jahrhundert *Latinoi* in den Vordergrund tritt. Damit war weniger auf die linguistische Charakterisierung angespielt als vielmehr den in lateinischer Sprache gehaltenen Kult, die Lateiner waren die Anhänger des Papstes in Rom.

Auf der anderen Seite bedeutete Europa für die Byzantiner in erster Linie den geographischen Erdteil, der sich von der Meerenge bis zum Atlantik erstreckte. Daneben hatte es freilich eine zweite Bedeutung. Seit dem vierten ökumenischen Konzil von Chalkedon erscheint auf den Teilnehmerlisten von Konzilen und der sogenannten *Synodos endemusa*, der Patriarchatssynode, häufig eine *Eparchia Europes*. Schon ihre Anführung an nachgeordneter Stelle beweist, daß es sich nicht um eine Umschreibung für eine offizielle Vertretung der westlichen Kirche, einen Legaten oder Nuntius handeln kann. Die *Eparchia Europes* muß ein Teil der byzantinischen Kirchenorganisation sein. Ein gelegentlich auftretender Zusatz *Europes egoun Thrakias* zeigt, daß Europa hier in seiner ursprünglichsten geographischen Bedeutung für die Landschaft westlich der Meerengen steht, und zwar die Metropole Philippopolis, das heutige Plovdiv in Bulgarien, bezeichnet.

Halten wir fest: nie bezeichnet in byzantinischen Quellen Europa das westliche Kaiserreich oder die Römische Kirche. Eine solche Identifikation war von der Staatsidee her ausgeschlossen. Wie *Imperium* im Westen sich nicht auf Europa beschränken konnte, so herrschte der *Basileus* in Fortsetzung des *Imperium Romanum* über alle drei Erdteile: Asien, Afrika und Europa. Im Zeremoniell, in Enkomien und in der Geschichtsschreibung wird die Formel unzählige Male angeführt, denn der *Basileus* ist der Herr der Oikumene. Europa als ein außerhalb der *Basileia*

stehendes Gebilde anzusehen, hätte den Verzicht auf den universalen Anspruch bedeutet, der bis 1453 nie erfolgte.

Wie das Reich beide Erdteile umfaßte, so war Konstantinopel „die Stadt, die Asien mit Europa verbindet“, wie gerade in den letzten Jahrhunderten des Reiches besonders betont wird. Noch Isidor von Kiew, Förderer der Union auf dem Konzil von Ferrara-Florenz und später Kardinal der Römischen Kirche, schreibt in einem für uns befremdlich wirkenden Gefühlsausbruch: „Konstantinopel bringt dank seiner Lage Asien und Europa zur Versöhnung und animiert sie zu verliebter Koketterie“. Eine Beobachtung sei freilich angeführt: Wenn in den byzantinischen Quellen des Frühmittelalters die Reihenfolge der Erdteile stets „Asien und Europa“ lautete und bei Johannes Lydos zum Bilde gesteigert ist, daß Asien die Sonne, Europa der Mond sei, so erfolgt seit dem 12. Jahrhundert, wohl infolge der Verschiebung der politischen Gewichte von Kleinasien auf den Balkan, allmählich eine Umdrehung zu „Europa und Asien“. Nicht nur im politischen Geschehen wird Europa der aktivere Teil. Für Byzanz ist Europa somit als Erdteil stets ein integrierender Bestandteil des Reiches, der in der Hauptstadt selber beginnt, andererseits eine Kirchenprovinz in diesem europäischen Teil des Reiches. Europa in unserem Sinn dagegen ist für die Byzantiner der Westen oder das Abendland.

Ein ganz ähnliches Bild vermitteln die arabischen Quellen. Gewiß gibt es in geographischen Werken als Übernahme aus der griechischen Literatur das Wort Europa bzw. *Urufa* als Bezeichnung für den Erdteil, doch größere Bedeutung hat es nie erhalten. Die vielbändige *Encyclopédie de l'Islam* wirft bezeichnenderweise das Stichwort Europa überhaupt nicht aus. Vor allem für die Bezeichnung einer politischen oder gar einer religiösen Einheit hat *Urufa* nie gedient. In islamischer Weltanschauung war nicht die Trennung nach Erdteilen ausschlaggebend, sondern die Trennung in *dar al-Islam* „Haus des Islams“ und *dar al-Harb* „Haus des Krieges“. Mit Afrika, das der Name einer eroberten römischen Provinz war, verhielt es sich anders, denn Ifriqiya wurde die Bezeichnung für das heutige Tunesien. Gegen diese Übertragung der antiken geographischen Begriffe auf eine politische Ebene sprach im islamischen Bereich schon die Tatsache, daß seit 711 mit Spanien, später auch in Süditalien und vorübergehend in Südfrankreich Teile „Europas“ zur *dar al-Islam* gehörten. Als im 13. Jahrhundert das islamische Gebiet auf der iberischen Halbinsel auf den äußeren Süden eingeschränkt wurde, begann fast gleichzeitig im Osten durch den Übergang der Osmanen nach Europa gleichsam als Ersatz dort die Grenze nach Europa hineingetragen zu werden. Für den lateinischen Westen und seine Bewohner übernahmen die Araber die byzantinischen Bezeichnungen: die Abendländer waren die *Firanji*, die Byzantiner selbst die *Rumi*, wobei gelegentlich noch weiter differenziert wurde, wie etwa *Almani* für die Deutschen. Dabei besaß man in Vergleich mit den kläglichen abendländischen und auch byzantinischen Kenntnissen über die innere Struktur der islamischen Welt in dieser selbst erstaunliches Detailwissen über die abendländischen Verhältnisse. Schon Ibn Khordadbeh im 9. Jahrhundert, dann al-Masudi und Ibrahim b. Yakub im 10. Jahrhundert und vor allem al-Idrisi im 12. Jahrhundert vermittelten ihren Lesern aufgrund eigener ausgedehnter Reisen und mündlicher Berichte anderer eine eingehende geographische und politische Darstellung. Daß an der politischen Spitze Europas der Kaiser als König der Fürsten stehe, die führende Rolle des Papstes in Rom, genealogische Zusammenhänge, geographische Distanzen, Größe und wirtschaftliche Charakteri-

stika der Städte sind den Arabern geläufig. Doch es ist stets das Frankenland oder Rom und nicht Europa. Auch die Abendländer selbst wissen seit den Kreuzzügen, daß sie im Osten bei Griechen und Muslims einfach als „Franken“ gelten.

V.

Die Veränderungen, die zum Entstehen einer Europaidee führten, kamen von innen. Nach dem Zusammenbruch der Kreuzzugs-idee, dem Ende des staufischen Kaisertums und dem Sturz des Papsttums mit dem Attentat von Anagni traten an die Stelle universaler Kräfte nationalstaatliche, an die Stelle der übergreifenden Einheit die partikuläre Differenzierung. Doch gerade in Reaktion auf die politische und kirchliche Wirklichkeit wuchs ein neues Streben nach Einheit. Dies konnte in der Wiederaufnahme des Reichgedankens erfolgen, wenn Dante sich von Heinrich VII. eine Wiederherstellung des *Imperiums* einschließlich Siziliens erhoffte und dabei auch das Wort Europa verwendete, dessen geographische Bedeutung für ihn freilich im Vordergrund stand. Von Konstantinopel sagt er im *Paradiso*, es liege „ne lo stremo d'Europa“ (VI 5), während Mittelpunkt der Welt auch für ihn noch der Orient ist, von wo die Menschen nach Europa kommen.

Um das ersehnte Ganze, die Einheit zu bezeichnen, waren die bisherigen Begriffe weitgehend unbrauchbar geworden. Wie politisch, so war das Abendland im Spätmittelalter auch kirchlich durch die landesherrschaftlichen Tendenzen aufgesplittert. Das Papsttum selber wurde zu einem italienischen Teilstaat, die einzelnen Kirchen lehnten sich gegen seine Eingriffe auf. Durch das Schisma von 1378 geriet es schließlich in eine Krise, die zu grundsätzlichen Auseinandersetzungen über die Struktur der Kirche führte. Auf den beiden Konzilien von Konstanz und Basel waren alle europäischen Reiche vertreten, in Nationen zwar eingeteilt, doch gleichzeitig machte sich ein demokratisch-genossenschaftliches Gemeinschaftsbewußtsein spürbar, das wiederum auch die Laien einbezog.

In diesem Umfeld beginnt jener Begriff nun einen neuen Gehalt anzunehmen, der dieser Ringvorlesung zugrundeliegt: Europa. Üblicherweise wird sein Aufkommen als politische Idee auf Aeneas Silvius Piccolomini zurückgeführt, den späteren Papst Pius II. (1458-64), der selber am Basler Konzil teilgenommen hatte. Er veröffentlichte 1458 eine Schrift *De Europa*, nachdem er schon auf dem Reichstag zu Frankfurt 1454 von „Europa“ als der Gesamtheit der abendländischen Reiche gesprochen hatte. Europa wurde ein Oberbegriff über den national sich bewußt gewordenen Einheiten. Selbst bei Piccolomini ist freilich die geographische Bedeutung des Begriffs noch dominant.

Doch in Wirklichkeit müssen wir weiter zurückgreifen. Denn ebenso wichtig war eine Veränderung des Selbstbewußtseins. Europa, das bisher im Weltbild ein Anhängsel Asiens gewesen war, rückte ins Zentrum. Durch die Erfindung des Kompasses und der dadurch möglich gewordenen Erstellung von Karten, die eine getreue Wiedergabe von Himmelsrichtungen, Distanzen und Umrissen erlaubten, mußte das überkommene Bild der Welt einem neuen weichen. An die Stelle der schematischen Darstellungen mit Jerusalem in der Mitte, wo die Pilger in der Grabeskirche auch den *umbilicus mundi*, den Nabel der Welt, aufsuchten, trat nun der *Portulan* und Ende des 14. Jahrhunderts die neue Weltkarte. Im „Songe du Vergier“, der 1367 in Avignon dem Papste vorgetragen wurde, heißt es nicht nur, daß

Frankreich zu Recht der Mittelpunkt von Studium und Papsttum sei, sondern der Autor fährt fort: „Car comme dient les mesureurs de la mappemonde, Marseille est le milieu du monde“. Marseille - und dies war natürlich austauschbar - und nicht mehr Jerusalem!

Neben der innerabendländischen Entwicklung spielte die Veränderung der weltpolitischen Lage im 15. Jahrhundert eine entscheidende Rolle. Im Jahre 1453 eroberte Mehmed II. Konstantinopel. Das byzantinische Reich ging unter. Trotz der jahrhundertelangen Gegensätze im kirchlichen und staatlichen Bereich war der Eindruck auf den Westen tief. Das „Bollwerk“, das „zweite Auge Europas“ sei verloren, schrieb Aeneas Silvius Piccolomini, und die Humanisten sprachen vom zweiten Tode Homers. „Das zweite Auge Europas“, dieser Ausdruck hat einen viel umfassenderen Sinn, als Piccolomini selber ihm gab. Er sprach eine grundlegende Veränderung an. Mit dem Fall Konstantinopels fiel nicht nur der südöstlichste Teil des geographischen Erdteils und die immer noch hochangesehene Kaiserstadt in die Hände der Türken, sondern es entfiel das Zweikaiserproblem und die Virulenz der bisherigen kirchlichen Bipolarität zwischen dem alten und dem neuen Rom, die seit Weihnachten 800 die politische Struktur bestimmt hatten. Durch die Aufkündigung der eben erst 1439 auf dem Konzil von Ferrara-Florenz geschlossenen Union im Jahre 1452 war zudem auch die Solidaritätsidee zwischen lateinischer und griechischer Welt zerstört worden. An dieser globalen Situation änderte nichts, daß Mehmed II. sofort in die ideologischen Fußstapfen des *Basileus* trat und sich seinerseits „Herr von Asien und Europa“ nennen ließ. In anderer Weise berief auch er sich auf Europa, als er angeblich erklärt haben soll: „Ich werde an Europa Rache nehmen für das, was Alexander Asien zugefügt hat“.

Daß Europa im ganzen Mittelalter als Erdteil nie mit einem politischen oder kirchlichen Gebilde hatte gleichgesetzt werden können, war eine Folge der spätantiken Reichsteilungen gewesen. Sie hatten die Trennlinien nicht bei den Meerengen, sondern weit westlich durch das Illyricum gezogen. Daher blieb ein erheblicher Teil des Erdteils Europa ein Teil der östlichen Reichshälfte, selbst dessen Hauptstadt befand sich auf europäischem Boden.

In dieser niemals erreichten Kongruenz zwischen geographischer Definition und politischen universalen Formationen lag das Kernproblem des Europabegriffs. Die Meerengen waren die räumliche Begrenzung, doch sie sind - bis heute - nie politische Grenze geworden. Zu welchen fast skurrilen Folgen auch in unseren Tagen dies führen kann, zeigt ein ministerieller Erlaß aus dem Februar 1986. Dort heißt es: „Fahrtkostenzuschüsse. Regionen: Europa, Südamerika, Mittelamerika“ usw., je mit einem Betrag versehen. Hinter „Europa“ folgt ein Asterisk und unten auf der Seite die Erläuterung: „Europa = Island, Malta, Zypern und asiatischer Teil der Türkei“!

Kehren wir zurück ins 15. Jahrhundert. Statt bipolar war der Erdteil Europa mit 1453 monozentrisch, eben „einäugig“ geworden, er wurde mit dem Okzident identisch.

Noch gilt es freilich, einen Aspekt aufzunehmen, der bisher nicht berücksichtigt wurde. Europa war für das Mittelalter ein geographischer Begriff, er blieb es im Westen trotz gelegentlicher Ansätze, ihn mit *Imperium*, *Ecclesia*, *Christianitas* gleichzusetzen; im byzantinischen Reich bedeutete Europa überdies eine Kirchenprovinz. Doch Griechen und Lateinern war Europa überdies aus einer anderen

Sphäre vertraut. Es war für die Gebildeten stets auch der Name einer mythologischen Gestalt, der der Erdteil seinen Namen überhaupt verdankte. Europa, die Tochter des ägyptischen Königs Agenor, die Zeus in Gestalt eines Stieres geraubt und über den Bosphorus - eben den Bos (Stier)-phorus (Träger) nach mittelalterlicher Etymologie - nach „Europa“ oder Kreta entführt hatte, wo sie Mutter des Königs Minos wurde.

Das Mittelalter kannte den Mythos aus den Metamorphosen des Ovid. Als Teil der antiken Tradition hatten sich auch die Kirchenväter mit ihm auseinandergesetzt. Augustin setzte die Europa-Geschichte zeitlich parallel mit Israels Auszug aus Ägypten. Von christlichen Maßstäben aus war an eine positive Wertung nicht zu denken, so daß Europa in eine Reihe mit Danaë, der Ehebrecherin Leda oder gar der Pasiphaë gestellt wurde. So war es auch bei Isidor von Sevilla nachzulesen. Für den Namen einer politischen Idee in einer christlichen Welt war Europa daher wenig geeignet. (Man stelle sich nur einen Erdteil Leda oder Isolde vor.) Ein einziger mittelalterlicher Geschichtsschreiber setzte sich über solche Bedenken hinweg und nahm die Europa sage sozusagen aus Lokalpatriotismus positiv in sein Werk auf. In der großen Chronik der Kreuzfahrerstaaten führt Wilhelm von Tyrus unter den Ruhmestiteln seiner Bischofsstadt an, daß Europa die Tochter eines tyrischen Königs gewesen, Tyrus somit die Mutterstadt der Europa und daher auch des Erdteils Europa sei.

Mit dem Aufgreifen antiker Motive, das schon im 12. Jahrhundert einsetzte, wurde langsam auch die Europasage von ihren dunklen Schatten befreit. Jean de Garlande (gestorben 1272) hält die Entführung der Europa nicht mehr für einen Raub, sondern für ein Beispiel echter Courtoisie, und der Minorit Pierre Bercheurs (gestorben 1363) erklärt in einem Handbuch für Prediger gar die *pucele Europe* als Bild für die menschliche Seele, Jupiter als den Sohn Gottes, der Fleisch geworden ist, um die Seele zu retten, die Flucht von Phönizien nach Kreta als die Flucht aus dem aktiven ins kontemplative Leben! Im 16. Jahrhundert fügt der Brabanzone Johannes Goropius die etymologische Deutung hinzu, daß das Wort, zusammengesetzt aus *e* = rechtmäßige Heirat, *ur* = ausgezeichnet und *hop* = Hoffnung, die Prämrogative der europäischen Staaten und Adligen auf eine ausgezeichnete Hoffnung auf legitime Heirat bedeute. Der Mythos hatte seine negativen Elemente verloren.

Das Aufkommen der Europaidee ist ein Teil der Säkularisierung der Welt, ein Teil des Humanismus. Interessanterweise findet in Byzanz eine parallele Bewegung statt. Hier begannen die sogenannten Lateinerfreunde und Unionsanhänger wie Demetrios Kydones und Manuel Chrysolaras, mit Europa den Westen jenseits der Adria und das Gebiet der römischen Kirche zu bezeichnen. Georgios Gemistos Plethon, der größte dieser palaiologischen Gelehrten, ging noch einen Schritt weiter, als er die Peloponnes als gemeinsame Heimat beider Kulturkreise der christlichen Welt bezeichnete, da aus ihr sowohl die Dorer - die Gründer von Byzantion - als auch die Sabiner - die Vorfahren der Römer - stammten.

Als eigentlicher Schöpfer der modernen Europaidee gilt, wie gesagt, Aeneas Silvius Piccolomini. Begründet wird dies neben dem Verweis auf die bereits angeführten Reden und Schriften des Seneser Humanisten vor allem damit, daß er zum ersten Mal das Adjektiv *europaeus* verwendet habe. Doch auch sein Zeitgenosse Nikolaus von Cues spricht in der *Concordantia catholica* von Europa in einer politischen Gehalt umfassenden Weise, und ein Adjektiv vom Substantiv Europa hatte

schon Giovanni Boccaccio verwendet, wenn auch *europicus* und nicht *europaeus*. Beides jedoch, *europaeus* und *europicus* stellten keine Wortschöpfungen dar, wie man aus den meisten Darstellungen entnehmen könnte, sondern sind nur eine Adaption der seit dem 14. Jahrhundert in den byzantinischen Quellen - im Zusammenhang mit der Abwehr gegen die Osmanen - wieder häufiger verwendeten Adjektive *europaikos* und *europaios*, hier freilich noch in rein geographischem Sinn. Dennoch bleibt festzuhalten, daß das Wort *europaeus* als Lehnwort aus dem Griechischen einen Teil des Humanismus wie auch ein Stück Säkularisierung darstellt. Auch im Westen war es neben der geistesgeschichtlichen Entwicklung vor allem die türkische Gefahr, die dem Begriff den Weg ebnete. Angesichts der immer drohenden Herausforderung erfolgten Vergleiche mit dem alten Gegensatz zwischen Griechen und Persern, den schon Herodot als Gegensatz zwischen Europa und Asien interpretiert hatte, Ideen, die vereinzelt im Laufe der Kreuzzüge aufgeleuchtet waren, wenn bei Radulf von Caen die Türken vor dem ihnen entgegentretenden ganzen Europa erschrecken. Mehmed II. galt nun als neuer Xerxes oder Darius.

Vorerst defensiv verwendet, wurde die Europaidee bald Ausdruck des neuen Selbstbewußtseins. An eine politische Einigung unter dem Kaiser oder dem Papste dachte auch Pius II. bei seiner Beschwörung Europas nicht mehr, nur eine Führungsrolle sollten sie im Kampf gegen die Osmanen übernehmen. Eine wirkliche Einheit dagegen konnte es auf dem Felde der seit dem 12. Jahrhundert neben *Imperium* und *Sacerdotium* getretenen dritten „Universalmacht“ geben, dem *Studium*. Jakob Wimpfeling (gestorben 1528) sprach zum ersten Mal von der *Europa culta*, von der sich dann eine Linie zu jener „République littéraire“ ziehen läßt, die Voltaire im *Siècle de Louis XIV* als das Kennzeichen des Alten Europas „malgré les guerres et malgré les religions“ bezeichnete.

Das inhaltlich entscheidende Stichwort für die neue Europaidee lieferten die französischen Publizisten des 14. Jahrhunderts. Hatte einst Sulpicius Severus in den *Dialogi* erklärt, allein durch seinen Heiligen Martin von Tours vermöge Europa Asien und Afrika Gegengewicht halten (gleichsam eine *Europa sacrata*), hatte Radulfus Glaber im 11. Jahrhundert erklärt, der nördliche und westliche Teil der Welt - freilich bezeichnenderweise ohne das Wort Europa zu verwenden - seien gottgefälliger und zu höherer Rechtgläubigkeit prädestiniert als der Osten, so betonte nun Nicolas Oresme, einer der interessantesten Autoren Frankreichs im 14. Jahrhundert: „Ceulz d’Asie sont plus serviles que ne sunt ceulz d’Europe et ce est que ils [die Bewohner Asiens] ne sunt pas de si franche nature.“ Oder positiv gewendet: „Europe est plus noble“; denn nun folgt die typische Begründung in dieser astrologisch besessenen Epoche - der nördliche Himmel hat „plus grande multitude de estoilles fichies, grosses et belles qu’en l’autre partie.“ „De si franche nature“, dies stellte Europa den anderen Erdteilen gegenüber, wo das Verhältnis von Herren und Sklaven die soziale Ordnung bestimme. Wie es schon bei Pius II. genau genommen nicht hieß, Konstantinopel sei das Bollwerk Europas gegen die Türken, sondern das „Bollwerk der Freiheit Europas“, der *libertas* Europas, so war Europa, um nochmals Nicolas Oresme anzuführen: „la région de la liberté et de la bonne police.“

Literaturhinweise

- ASHTOR, Eliyahu: „Che cosa sapevano i geografi arabi dell'Europa occidentale“, in: *Rivista storica italiana* 81 (1969), S. 453-79.
- BARRACLOUGH, Geoffrey: *Die Einheit Europas als Geschichte und Tat*, Göttingen 1964.
- BEUMANN, Helmut (Hg.): *Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben*, Düsseldorf 1965-67.
- BULLOUGH, Donald A.: „Europae pater. Charlemagne and his achievements in the light of recent scholarship“, in: *Engl. Hist. Rev.* 85 (1970), S. 59-115.
- CHABOD, Federico: *Storia dell'idea di Europa*, Bari 1962; dt. *Der Europagedanke. Von Alexander dem Großen bis Zar Alexander I.*, Stuttgart 1963.
- La CONSCIENCE européenne au XV^e et XVI^e siècle, Paris 1982.
- CURCIO, Carlo: *Europa*, Firenze 1958.
- DANNENBAUER, Hermann: *Die Entstehung Europas*, Stuttgart 1959-62.
- FISCHER, Jürgen: *Oriens-Occidens-Europa*, Wiesbaden 1957.
- FOERSTER, Rolf Helmut: *Europa, Geschichte einer politischen Idee*, München 1967.
- FREYER, Hans: *Weltgeschichte Europas*, Wiesbaden 1948.
- HAY, Denys: *Europe. The Emergence of an Idea*, Edinburgh 1957.
- HECKER, Hans: „Rußland und Europa im Mittelalter“, in: *West-östliche Spiegelungen* 1, München 1985, S. 35-53.
- HEER, Friedrich: *Der Aufstieg Europas*, Wien 1949.
- KIRN, Paul: *Aus der Frühzeit des Nationalgefühls*, Leipzig 1943.
- MEUTHEN, Erich: „Die universalpolitischen Ideen des Nikolaus von Cues“, in: *Quellen u. Forsch. aus ital. Arch. u. Bibl.* 37 (1957), S. 192-221.
- SCHWOEBEL, Robert: *The Shadow of the Crescent. The Renaissance Image of the Turks 1453-1517*, Nieuwkoop 1967.
- SZÖVERFFY, Joseph (Hg.): *Mittelalterliche Komponenten des europäischen Bewußtseins*, Berlin 1983.
- TOFFANIN, Giuseppe: *Pio II. Lettera a Maometto*, Napoli 1953.
- VAUGHAN, Dorothy Margaret: *Europe and the Turks 1350-1700*, Liverpool 1954.
- WALLACH, Richard: *Das abendländische Gemeinschaftsbewußtsein im Mittelalter*, Leipzig 1928.

3.2 Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt (Auszüge)

Robert Bartlett

Erstveröffentlichung: Robert Bartlett, Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350 (aus dem Englischen von Henning Thies), München: Kindler 1996, S. 11-36, 367-380 und 447.

Einleitung

Europa ist nicht nur ein Kontinent, sondern auch eine Idee. Die Gesellschaften und Kulturen am westlichen Ende der gewaltigen eurasischen Landmasse sind immer höchst unterschiedlich gewesen, und so hat sich die Grundlage für ihre Zusammenfassung unter dem Stichwort »Europa« auch von Epoche zu Epoche anders dargestellt. Doch seit dem späten Mittelalter haben die verschiedenen Gebiete West- und Mitteleuropas so vieles gemeinsam, daß es nicht abwegig erscheint, sie als ein Ganzes zu betrachten.

Vergleicht man West- und Mitteleuropa mit anderen Kulturregionen der Erde, etwa mit dem Mittleren Osten, dem indischen Subkontinent oder China, so hat dieser Teil der Welt bis auf den heutigen Tag einen ganz eigenen Charakter. Besonders das durch die lateinische Kultur geprägte Europa (also im wesentlichen das ursprünglich von der römisch-katholischen Kirche beherrschte Gebiet, das sich von den griechisch-orthodox geprägten oder nichtchristlichen Teilen Europas abgrenzen läßt) bildet seither eine Zone, deren Gemeinsamkeiten mindestens ebenso bedeutend sind wie die geographischen oder kulturellen Unterschiede. Einige Dinge waren für das gesamte mittelalterliche Europa grundlegend: Es war eine bäuerliche Welt, die von Ackerbau und Viehzucht lebte, in der aber auch Jäger und Sammler ihren Platz hatten, und deren technisches wie wirtschaftliches Produktionsniveau weit unter dem heute üblichen lag. Überall beherrschte eine kleine adlige Elite die Landbevölkerung und lebte von der Arbeit der Bauern. Ein Teil des Adels bestand aus Laien; ihr Metier war das Kriegshandwerk, sie waren stolz auf ihre Familien und auf den Fortbestand ihrer Linien bedacht. Die anderen wurden für eine kirchliche Laufbahn bestimmt, als Mönche oder Weltgeistliche. Sie waren der Gelehrsamkeit und dem Zölibat verschrieben. Die weltlichen Herren bewegten sich in einem Netzwerk politischer Loyalitäten, Allianzen und Herrschaftsstrukturen. Die geistlichen Herren dagegen waren in ein Geflecht von Institutionen und Hierarchien eingebunden, dessen - freilich nicht alles kontrollierendes - Zentrum der Heilige Stuhl in Rom bildete. Das kulturelle Erbe dieser Gesellschaft war eine Mischung aus römischen, christlichen und germanischen Elementen. Römischen Ursprungs waren die lateinische Sprache der Gebildeten und eine teilweise erhalten gebliebene Infrastruktur von Städten und Straßenverbindungen; christlich war die allgegenwärtige Orientierung an der Bibel und an den religiösen Sakramenten, während das germanische Element in den Namen, Ritualen und im Ethos des Kriegeradels seinen Niederschlag fand.

Das lateinische Europa des frühen Mittelalters unterschied sich von dem des späten Mittelalters durch eine geringere territoriale Ausdehnung und durch größere innere Unterschiede. Zwar kann keine geschichtliche Epoche je wirklich als statisch oder von Stagnation geprägt bezeichnet werden, doch war das Ausmaß der Mobilität und der überregionalen Kontakte im Europa des frühen Mittelalters zweifellos wesentlich geringer als im Europa der Zeit nach der Jahrtausendwende. Zwar markiert das Millennium keine plötzliche oder radikale Neudefinition der Umriss dieser Gesellschaft, doch ungefähr im 11. Jahrhundert begann in Westeuropa eine Epoche außerordentlich intensiver Kreativität. Die für die vorangegangenen Jahrhunderte charakteristischen Invasionen (etwa der Wikinger, Ungarn und Sarazenen) hörten langsam auf, und bis zum Niedergang und zur Krise des Spätmittelalters im 14. und 15. Jahrhundert bildeten die Jahrhunderte des Hochmittelalters ein Zeitalter wirtschaftlichen Wachstums, territorialer Expansion und dynamischen kulturellen wie sozialen Wandels.

Die Vitalität der europäischen Gesellschaft zwischen dem späten 10. und dem frühen 14. Jahrhundert zeigt sich in vielen Lebensbereichen. Ausmaß und Tempo der Produktion und Güterverteilung durchliefen einen Wandlungsprozess: Die Bevölkerung wuchs, immer mehr Land wurde nutzbar gemacht, und das wirtschaftliche und soziale Leben gewann im Zeichen von Urbanisierung und Kommerzialisierung eine neue Struktur. Mit der Ausbreitung von Geld und Kapital, von Bankwesen und Handel entwickelte sich in manchen Gegenden eine gewerbliche Güterproduktion auf nie zuvor erreichtem Niveau. Auch in der gesellschaftlichen Organisation war die gleiche Kreativität zu beobachten. In vielen Lebensbereichen erhielten in diesen Jahrhunderten grundlegende Institutionen und Strukturen ihre definitive Gestalt: die mit besonderen Rechten versehene Stadt, die Universität, zentrale gesellschaftliche Vertretungsorgane, die internationalen Ordensgemeinschaften der römisch-katholischen Kirche - sie alle stammen aus dieser Epoche.

Um 1300 war die europäische Welt relativ dicht besiedelt, produktiv und kulturell innovativ. In Flandern wurden auf Zehntausenden von Webstühlen Textilien für den Export hergestellt; in Norditalien bauten hochentwickelte internationale Finanzimperien ein Kredit-, Versicherungs- und Investitionssystem auf; in Nordfrankreich gingen die Entwicklung eines höchst kultivierten geistigen Lebens und einer außerordentlichen effektiven politischen Machtentfaltung Hand in Hand. Und so wie diese dynamische Gesellschaft ihre Zentren hatte, hatte sie auch ihre Randbereiche, und ihrer inneren Dynamik entsprach eine äußere, territoriale Expansion. In mancherlei Hinsicht ist dieses Phänomen offensichtlich und unproblematisch. So wurden im 12. und 13. Jahrhundert überall in Europa Bäume gefällt, Baumstümpfe in mühevoller Arbeit ausgegraben, Entwässerungsgräben zur Trockenlegung feuchter Landstriche angelegt. Auf der Suche nach Menschen, die bereit waren, in der Fremde einen Neubeginn zu wagen, reisten Rekrutierungskommandos durch die überbevölkerten Teile Europas. Ganze Wagenladungen ängstlicher neuer Siedler quälten sich über den Kontinent; in geschäftigen Häfen stachen Schiffe voller Kolonisten in See, um diese an fremde, weit entfernte Ziele zu bringen. Ritterscharen erkämpften sich neue Herrschaftsgebiete.

Und doch ist es in dieser Welt blutiger Auseinandersetzungen an den Grenzen, primitiver neuer Städte und Pioniergehöfte nicht immer einfach, festzulegen, was unter den Begriff »Expansion« fällt. Teilweise nämlich war die »innere Expansion«

also die Intensivierung der Besiedlung und die Reorganisation der Gesellschaft in West- und Mitteleuropa, genauso wichtig wie die äußere Expansion; und so lassen sich die Darstellung und Erklärung dieser Expansionsbewegungen kaum von der Beschreibung und Analyse des Wesens der europäischen Gesellschaft trennen.

Im vorliegenden Buch wird die Geschichte Europas im Hochmittelalter aus einem speziellen Blickwinkel betrachtet. Es geht vor allem um Eroberung, Kolonisierung und den damit einhergehenden kulturellen Wandel in Europa und im Mittelmeerraum zwischen 950 und 1350. Gegenstand der Analyse sind die Schaffung von Staaten durch Eroberung und die Besiedlung entfernter Landstriche an der Peripherie des Kontinents durch Einwanderer: also der englische Kolonialismus in der keltischen Welt, die Ausdehnung des deutschen Siedlungsgebietes nach Osteuropa, die Rückeroberung Spaniens und die Unternehmungen der Kreuzfahrer und Kolonisten im östlichen Mittelmeerraum. Gefragt wird, welche Entwicklungen in Sprache, Rechtswesen, Glauben und Sitten mit Krieg und Besiedlung verbunden waren. Dabei wechselt der Blickwinkel ständig zwischen den eigentlichen Phänomenen der kolonisierten Peripherie, die mit den Erfordernissen der Neubesiedlung oder militärischer Konfrontationen zusammenhängen, und den Kräften und Entwicklungen in den Zentren der Kultur; denn der Expansionsdrang dieser Zivilisation entsprang ihren Zentren, auch wenn er sich an den Rändern des Kontinents am krassesten äußerte. Mein Thema ist deshalb nicht nur der Komplex aus kolonialer Eroberung, Einwanderung und territorialer Expansion, sondern ebenso sehr die Gründung einer expansiven und zunehmend homogenen europäischen Gesellschaft - eben die Entstehung Europas.

Die Expansion der lateinischen Christenheit

Von überallher brachte er Steinmetzen zusammen:
 Legte die Fundamente einer Kirche in Troina und ließ
 Die Mauern in kurzer Zeit errichten.
 Decke und Dach der Kirche wurden geschlossen,
 Die Wände mit Pech bestrichen;
 Der Jungfrau, der Muttergottes, wurde sie geweiht,
 Mit Land und Zehntrechten ausgestattet;
 Im Innern reich geschmückt.
 Zum Bischofssitz wurde sie dann erhoben.

Gaufred Malaterra,
De rebus gestis Rogerii 3.19

Die Ausbreitung der Bistümer zwischen 950 und 1300

Neben vielen anderen Expansionsbewegungen des Hochmittelalters erlebte zweifellos auch das lateinisch geprägte Christentum eine Gebietserweiterung, jener Bereich also, in dem die Autorität des Papstes anerkannt und die lateinische Liturgie

befolgt wurde. Ein schneller Überblick über diese Expansion läßt sich gewinnen, indem man die Gründung neuer Bischofssitze auf einer Landkarte verfolgt. Zwar ist diese wenig subtile Methode kaum dazu geeignet, einen Wandel der spirituellen Erfahrungen zu erfassen, doch bringt es viele Vorteile mit sich, wenn wir uns an eine so klar definierte Institution als äußeren Maßstab halten. Denn zum einen sind Bistümer konkrete Institutionen; damals wie heute gibt es jeweils einen individuellen Amtsinhaber, der seinen Sitz normalerweise in einer Kathedrale hat. Sowohl der Bischof als auch seine Diözese haben einen Namen. Und so lassen sich lateinische Bistümer benennen, auflisten, zählen und auf einer Landkarte verzeichnen. Zu jeder Diözese gehörten eine Abfolge von Klerikern, ein Schutzheiliger, ein Kirchengut und eine große Kirche - alles physische und greifbare Verkörperungen des lateinischen Christentums. Zweitens waren Bistümer meistens (und in zunehmendem Maße) territoriale Einheiten. Zu einer Diözese gehörten also nicht nur der Prälat und seine Hauptkirche, sondern auch ein - immer genauer und umfassender definierter - Bezirk. Die lateinische Kirche war der Theorie nach ein zelluläres Gebilde, und die Zellen waren nichts anderes als die Bistümer. Jeder Teil der Christenheit sollte einer namentlich bekannten Diözese angehören, kein Teil jedoch mehr als einer. Natürlich gab es auch Grenzstreitigkeiten und Unklarheiten, und in einigen Teilen Europas etablierten sich Diözesen als Gebietskörperschaften nur schleppend, doch im Grunde bildeten alle Bistümer zusammengenommen die lateinische Christenheit. Und wenn kleine Gruppen einer ländlichen Bevölkerung zu keinem Bistum gehörten, so galt dies als »völlig falsch« (*omnino iniustum*), und die Leute wurden umgehend einer Diözese zugewiesen. Darüber hinaus waren diese kirchlichen Einheiten relativ - und für mittelalterliche Verhältnisse sogar bemerkenswert - uniform. Die liturgische Regelung des Tagesablaufs und des Kirchenjahrs, die innere Struktur und Hierarchie, der rechtliche Status gegenüber dem Papsttum - all dies war im ganzen weiten Bereich der westlichen Kirche ziemlich einheitlich. So bilden für unsere Beschreibungen und Untersuchungen der Expansion und der Grenzen des westlichen Christentums die Bistümer also klare, uniforme und meßbare Einheiten.

Doch ist es nicht nur der Vorzug ihrer Konkretheit, der eine vorläufige Beschreibung der Expansion des lateinischen Christentums anhand der Vermehrung der Bistümer nahelegt. Denn der Bischof war nicht nur der am leichtesten zu identifizierende Kirchenobere vor Ort, er war auch unentbehrlich. Er weihte Priester, firmte die Gläubigen und war auch für die Gerichtsbarkeit zuständig. Ohne ihre Bischöfe wäre auch die Kirche schnell von der Bildfläche verschwunden. Als elementare Kirchengliederungen sind die Bistümer der mittelalterlichen Kirche daher ebenso natürliche wie bequeme Maßeinheiten für die Ausdehnung des Christentums.

Um das Jahr 1200 existierten ungefähr 800 Diözesen, in denen die päpstliche Autorität anerkannt und der lateinische Ritus gepflegt wurden. Nach Größe, landschaftlicher Beschaffenheit und sozialer Zusammensetzung unterschieden sie sich freilich beträchtlich. Ebenso gab es Altersunterschiede. Im Römischen Reich war das Christentum eine städtische Religion gewesen, und so spiegeln sich in den ältesten Diözesen auch noch die Siedlungsmuster und die politische Landkarte der antiken Zivilisation. Zum alten Kern der Bistümer gehören die in Italien, in Frankreich und im Rheinland gelegenen Diözesen. Am dichtesten war das Netz auf der italienischen Halbinsel selbst, wo fast 300 der 800 Bischofssitze lagen; doch auch die Provence

und Südfrankreich wiesen eine beträchtliche Konzentration auf: In den anderen Teilen Frankreichs und im Rheinland gab es weniger Diözesen, doch war die räumliche Verteilung der Bischofskirchen sehr regelmäßig (im Abstand von ungefähr 100 Kilometern), und das System umfaßte das gesamte Gebiet zwischen der Atlantikküste und dem Rhein.

Die Geschichte dieser Diözesen reicht oft ohne Unterbrechung bis in die frühchristlichen Jahrhunderte zurück. In anderen gab es zwar durch die Invasionen der Germanen (im 5. Jahrhundert) oder die Überfälle der Wikinger (im 9. und 10. Jahrhundert) bedingte Unterbrechungen, doch ist es im genannten Gebiet durchaus kein Einzelfall, wenn - wie in Spoleto - der erste zuverlässig zu identifizierende Bischof im Jahre 353 oder - wie in Reims - im Jahre 314 auszumachen ist; in Reims sind ungefähr von 500 an mindestens drei Bischöfe pro Jahrhundert bekannt, was auf eine ununterbrochene Abfolge der Amtsinhaber hindeutet.

Davon deutlich unterschieden sind die Bistümer, die erst mit der Ausbreitung des Christentums im 5., 6. oder 7. Jahrhundert in der nicht-römischen oder nach-römischen Welt entstanden. Im frühen Mittelalter waren weder Irland noch England in nennenswertem Umfang städtisch geprägt. Deshalb mußte ein neuer Diözesantyp geschaffen werden, der sein Zentrum nicht in der Stadt hatte, ja der unter Umständen sogar ohne festen Sitz auskommen mußte, entsprechend den Bedürfnissen eines Volkes (*gens*) oder, wie in Irland, einer rein mönchischen Gemeinde. Deshalb neigten die frühen angelsächsischen Diözesen zur Anpassung an die wechselnden politischen Strukturen; sie benannten sich eher nach ethnischen Gruppen oder Regionen, weniger nach Städten. Daher gab es »Bischöfe der Westsachsen«, ehe sie sich Bischöfe von Winchester nannten, oder »Bischöfe der Hwicce«, die dann zu den Bischöfen von Worcester wurden. Auf diese Weise paßte sich die Institution des Episkopats sozialen Gegebenheiten an, die sich von jenen zur Zeit der frühchristlichen Bistümer stark unterschieden. Ein wichtiges Merkmal der Kirchengeschichte auf den Britischen Inseln im 11. und 12. Jahrhundert besteht indessen gerade darin, daß das territoriale, auf ein städtisches Zentrum gestützte Bistum, das inzwischen in der lateinischen Kirche zur Norm geworden war, jenes frühmittelalterliche, nichtstädtische Modell verdrängte.

Im 8. und 9. Jahrhundert erzielte das lateinische Christentum einige wichtige Zugewinne in Mittel- und Süddeutschland, wo reguläre Diözesen eingerichtet wurden, ehe dann unter Karl dem Großen auch die Sachsen zwangsweise christianisiert wurden. Zur Absicherung dieser Zwangskonversion wurde ein Netz von neuen Bischofssitzen geschaffen, darunter auch Hamburg (831-834), die erste Diözese östlich der Elbe. Andererseits mußte die Christenheit in jenen Jahrhunderten auch spektakuläre Verluste hinnehmen, etwa die Eroberung und Zerstörung des katholischen Westgotenreiches durch den Islam, als deren Folge auch die Bistümer auf der Iberischen Halbinsel unterworfen und unterdrückt wurden.

Um das Jahr 900 beschränkte sich somit die lateinische Kirche, gemessen an ihren Diözesen, auf drei Regionen: das Gebiet des früheren Karolingerreiches, in dem die Nachfolger und Erben Karls des Großen herrschten, also die romanisierten Kerngebiete Galliens und Italiens sowie die jüngeren deutschen Kirchen; die Rumpf- oder Randgebiete des christlichen Spanien, entlang der Nordküste der Iberischen Halbinsel von Asturien bis zu den Pyrenäen; und die Britischen Inseln. Die Grenzlinien waren eng gezogen und hinderlich. Darüber hinaus sah es ganz danach aus, als

könnte auch diese enge Welt dem Untergang geweiht sein. Westeuropa kann nämlich auf drei verschiedenen Wegen angegriffen werden: von Norden und Süden über das Meer sowie von Osten her auf dem Landwege. Und auf allen drei Wegen fanden Wikinger und Sarazenen - bei ihren maritimen Invasionen - sowie ungarische Reiterhorden in den reichen Kirchen des Westens eine leichte Beute. Die Grenzen der lateinischen Christenheit erwiesen sich also nicht nur als beengend, sondern auch als verwundbar. Und so ist denn auch eines der erstaunlichsten Merkmale des Hochmittelalters die Art und Weise, wie dieser Trend umgekehrt wurde und wie Westeuropa selbst nach allen Seiten hin expandierte.

Osteuropa im 10. und 11. Jahrhundert

Ein erster bedeutender Ausbruch aus den engen Grenzen, unter denen die lateinische Christenheit im 9. und 10. Jahrhundert litt, gelang unter dem deutschen Kaiser Otto I., der im Jahre 948 an den Nord- und Ostgrenzen seines Reiches eine ganze Kette von Bistümern errichtete oder ihre Errichtung unterstützte. Östlich der Elbe sollten diese in den Dienst der neuen ottonischen Eroberungen im Gebiet der heidnischen Slawen gestellt werden. Nördlich der Eider sollten sie das Christentum im Königreich Dänemark fördern, das damals als Vasallenstaat des Kaisers galt. Im Jahre 968 krönte Otto seine jahrelangen Planungen, als seine Lieblingsgründung Magdeburg in den Stand eines Erzbistums erhoben wurde. Magdeburg sollte Metropolitankirche sein »für das gesamte Volk der Slawen jenseits von Elbe und Saale, das vor kurzem zu Gott bekehrt wurde oder in Zukunft noch bekehrt werden wird«. Die Ostgrenzen der Kirchenprovinz wurden dabei nicht definitiv festgelegt. Der Aufbau einer kirchlichen Hierarchie in Osteuropa wurde, wie anderswo auch, stark von lokalen politischen Erwägungen beeinflusst. So war zunächst einmal eine Entscheidung zwischen den byzantinischen und den westlichen Formen von Christentum und kirchlicher Autorität zu treffen. Seit sich im 8. Jahrhundert die Päpste und die byzantinischen Kaiser darum gestritten hatten, ob Illyrien zum Einflußgebiet des römischen Papstes oder des Patriarchen von Konstantinopel gehöre, hatte es in diesem Teil Europas ständig Grenzstreitigkeiten gegeben. Und je gespannter die Beziehungen wurden, desto mehr nahm der Ton dieser Auseinandersetzungen an Schärfe zu. Bei der Christianisierung Böhmens und Mährens war es im 9. Jahrhundert zu massiven Auseinandersetzungen zwischen den »Slawenaposteln«, den aus Thessalonike gebürtigen Brüdern Kyrillos (eigentlich Konstantin) und Methodios (eigentlich Michael), die auch die kyrillischen Schriftzeichen entwickelten, und den »lateinischen Kohorten«, bayerischen Priestern aus Regensburg und Salzburg, gekommen. Noch heute besteht in der slawischen Welt eine der schärfsten kulturellen Trennungen zwischen jenen Völkern, die von Deutschland aus christianisiert wurden und somit zum Bereich des lateinischen Christentums gehören, und jenen, die von Griechen bekehrt und daher dem Bereich der griechisch-orthodoxen Kirche einverleibt wurden.

Letztlich war es jedoch Deutschland, von dem der Anstoß zur Schaffung der westslawischen und ungarischen Kirchen nach deutschem Vorbild im 10. und frühen 11. Jahrhundert ausging. Im Falle Böhmens entstand um das Jahr 973 das Bistum Prag, das bis ins späte Mittelalter zur deutschen Kirchenprovinz Mainz zählte. Die ersten

Bischöfe waren selbst Deutsche, und Böhmen gehörte, obwohl es immer ein beträchtliches Maß an Eigenständigkeit innerhalb des Heiligen Römischen Reiches bewahrte, anders als Polen und Ungarn immer diesem Verband an, solange er existierte. In Polen und Ungarn hingegen entstanden, obgleich der kirchliche Einfluß Deutschlands bedeutend war, um die Jahrtausendwende völlig eigenständige kirchliche Hierarchien. Polen hatte ab 968 ein eigenes Bistum mit Sitz in Posen, doch unterstand dieses (höchstwahrscheinlich) ursprünglich Magdeburg. Im Jahre 1000 wurde jedoch das Erzbistum Gnesen gegründet, dem mehrere, ebenfalls neugeschaffene Diözesen angehörten. Posen wurde bald ebenfalls Gnesen unterstellt, und somit bestand eine eigene Polnische Kirche mit einem einheimischen Erzbischof. Im darauffolgenden Jahr wurde der erste ungarische Bischofssitz in Esztergom (Gran) errichtet, und im Verlauf des 11. Jahrhunderts wurde von den ungarischen Königen entlang der Donau und nach Osten hin bis nach Siebenbürgen (im heutigen Rumänien) ein ganzes Netz neuer Bistümer geschaffen.

Auf diese Weise wurden innerhalb von sechs Jahrzehnten in großen Teilen Ostmitteleuropas neue Kirchen gegründet, rückten die Grenzen der lateinischen und der griechisch-orthodoxen Kirchen einander beträchtlich näher und wurde ein Prozeß in Gang gesetzt, der zur Westorientierung der Polen, Böhmen und Ungarn führte: Bei ihrer Suche nach kulturellen und religiösen Vorbildern blickten diese Völker hinfert nach Deutschland und nach Rom. Zwar gab es im 11. Jahrhundert noch gewalttätige Gegenreaktionen der Heiden, doch konnten diese den neu errichteten Bischofssitzen nichts mehr anhaben. Das osteuropäische Heidentum befand sich bereits auf dem Rückzug.

Skandinavien im 10. und 11. Jahrhundert

Die ersten skandinavischen Bistümer waren jene, die - wie erwähnt - während der Regierungszeit Kaiser Ottos I. gegründet wurden. Die im Jahre 948 und nochmals 965 bezeugten dänischen Sprengel Hedeby/Schleswig, Ribe und Aarhus bestanden seit dem 10. Jahrhundert ohne Unterbrechung, und im darauffolgenden Jahrhundert vergrößerte sich die Zahl des dänischen Diözesen auf den Inseln und in Jütland. Bei der Entwicklung des noch jungen dänischen Christentums spielte englischer Einfluß eine bedeutende Rolle. So war zum Beispiel der Bischof von Roskilde im dritten Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts ein Engländer. Im Jahre 1060 wurde eine Einteilung in neun (später acht) Bistümer vorgenommen, und schließlich erhielt die dänische Kirche im Jahre 1103/04 ihren eigenen Oberhirten, den Erzbischof von Lund (das heute in Schweden liegt, damals aber zum Königreich Dänemark gehörte).

Dänemark besaß die ältesten Bischofskirchen und die erste voll entwickelte Kirchenorganisation in Skandinavien. Dagegen verlief die Institutionalisierung des Christentums in Norwegen, Schweden und Island weniger kontinuierlich. Dies hing vielleicht damit zusammen, daß die königliche Zentralgewalt in diesen Ländern nicht so hoch entwickelt war: Eine starke, prochristlich eingestellte Monarchie war aus christlicher Sicht das ideale Instrument für die Heidenbekehrung. Als sich im Verlauf des 11. Jahrhunderts jedoch auch in Skandinavien die königliche Autorität gefestigt hatte und noch ein starker Einfluß aus dem christlichen England hinzukam, nahm die Christianisierung entschiedenere Formen an. Das älteste skandinavi-

sche Bistum außerhalb Dänemarks wurde um 1014 im schwedischen Skara gegründet. Für die sechziger Jahre des 11. Jahrhunderts verzeichnet der Chronist Adam von Bremen die Weihe von zwei norwegischen, sechs schwedischen und neun dänischen Bischöfen. In Teilen Schwedens blieben heidnische Kulte zwar noch bis ins 12. Jahrhundert erhalten, doch schon lange zuvor gab es dort ein Netz skandinavischer Diözesen zwischen Island und Uppsala. Ihren Höhepunkt erreichte die Entwicklung um die Mitte des 12. Jahrhunderts mit der Schaffung von neuen Erzbistümern für Schweden und Norwegen: 1164 wurde Uppsala, wo noch einhundert Jahre zuvor eine wichtige Kultstätte für den Götterkönig Thor, den Kriegsgott Wodan und den Fruchtbarkeitsgott Freyr bestanden hatte und wo Opfertiere (angeblich sogar Menschenopfer) verwesend von den Bäumen eines heiligen Hains gehangen hatten, zum Sitz der schwedischen Kirchenprovinz.

Süditalien im 11. und 12. Jahrhundert

Ganz ohne Gewalt ging es zwar bei der Eingliederung Ost- und Nordeuropas in das Gefüge der lateinischen Kirche nicht ab, doch kam es dabei nur sehr selten zu regelrechten Eroberungen. Die westslawischen, ungarischen und skandinavischen Dynastien, die das Christentum einführten, überlebten nicht nur, sondern sie gingen aus diesem Prozeß sogar gestärkt hervor. Natürlich gab es ausländische Einflüsse aus Deutschland und England, aber sie waren im wesentlichen kultureller Natur und hatten nichts mit politischer oder militärischer Vorherrschaft zu tun.

Im Mittelmeerraum stellte sich die Lage jedoch grundlegend anders dar. Denn hier stießen, anders als im Osten oder Norden Europas, die lateinisch geprägten Christen auf Kulturen, die mindestens so entwickelt und zivilisiert waren wie ihre eigene. Während in Polen oder Skandinavien städtisches Leben nur in einem sehr elementaren Sinne existierte - Marktplätze, Befestigungen, vielleicht Heiligtümer -, wimmelte es im Mittelmeerraum von alten Städten und eindrucksvollen Kulturzentren. Im Osten und Norden konnte sich das lateinische Christentum teilweise deshalb so schnell ausbreiten, weil es kulturelles Prestige in die Waagschale werfen konnte, das die Herrscher schriftloser, nicht urbanisierter Regionen anzog. Im Mittelmeerraum hingegen konnte die römische Kirche allein mit Waffengewalt erweitert werden.

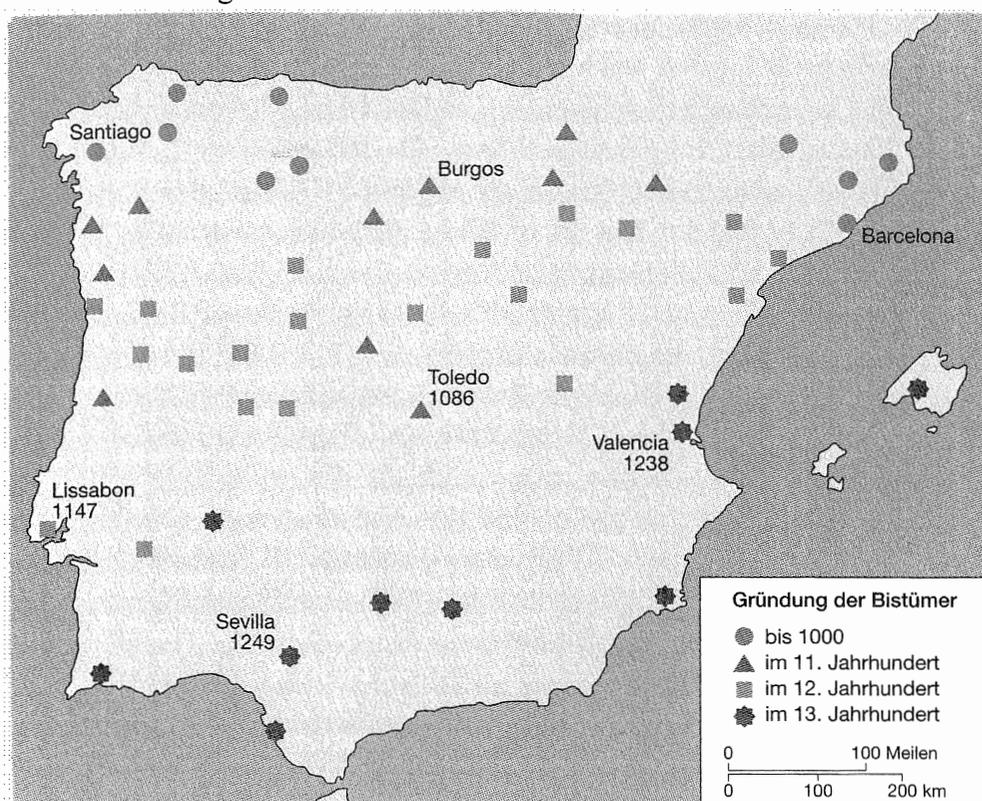
Ein Gebiet, das im 11. und 12. Jahrhundert die Schaffung einer neuen oder reorganisierten lateinischen Hierarchie erlebte, war Süditalien unter Einschluß Siziliens. Die politische Geographie dieser Region war ziemlich kompliziert, lieferten sich doch Byzantiner, autonome Stadtstaaten, lombardische Fürsten und sizilianische Muslime ständig recht unübersichtliche Kämpfe. Im Laufe eines Jahrhunderts waren nun die Normannen, nachdem sie 1030 in Aversa ihre erste dauerhafte Herrschaft errichten konnten, in der Lage, in dieser ethnisch und kulturell sehr heterogenen Region eine neue, einheitliche politische Struktur aufzubauen: das Königreich Sizilien. Parallel dazu wurden auf kirchlicher Seite lateinische Bischöfe, die oft aus Nordfrankreich stammten, in griechisch-orthodoxe Bistümer eingesetzt, Diözesen in Gebieten wieder eingerichtet, die von den Muslimen erobert worden waren, manchmal aber auch völlig neue Bistümer gegründet, wie in Aversa selbst (1053) oder in Catania an der sizilianischen Ostküste, das 1091 Diözesanstatus er-

hielt und dessen erster Bischof der bretonische Mönch Ansgar wurde. Ansgar fand die Kirche in Catania »stark vernachlässigt vor, war sie doch gerade erst dem Rachen eines ungläubigen Volkes entrissen worden«; so kümmerte er sich um eine angemessene Ausstattung und errichtete dann, »wobei er eine große Zahl von Mönchen um sich scharte«, eine strikt am mönchischen Leben ausgerichtete Gemeinde.

Im Königreich Sizilien gab es indessen weiterhin griechisch-orthodoxe und muslimische Gläubige, die ihre Religion mit einem gewissen Maß an Autonomie praktizieren durften, aber seit dem frühen 12. Jahrhundert bestand nunmehr ein Netz lateinischer Bistümer, ganz wie in den anderen Teilen Italiens, in Frankreich, England oder Deutschland. Den beiden Engländern Richard Palmer und Walter Offamil, die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Messina und Palermo als Erzbischöfe amtierten, waren die kirchlichen Strukturen und das liturgische Leben im damaligen Sizilien sicher nicht fremd.

Spanien im 11., 12. und 13. Jahrhundert

Die Geschichte Siziliens im späteren 11. Jahrhundert, jene »Rückeroberung« im Kleinen, spiegelte sich im Spanien der Reconquista in wesentlich größerem Maßstab. Die christlichen Königreiche der Iberischen Halbinsel, die im Zuge der muslimischen Invasionen im 8. Jahrhundert bis auf die Küstenregionen zurückgedrängt worden waren, begannen sich schon bald zu konsolidieren und Stück für Stück Gelände zurückzugewinnen.



Bischofssitze auf der Iberischen Halbinsel vom 9. bis zum 13. Jahrhundert

Das katalanische Bistum Vich etwa, das während der Invasionszeit praktisch von der Bildfläche verschwunden war, wurde im Jahre 886 wiedererrichtet. Um die Jahrtausendwende gab es in Katalonien eine kleine Gruppe von Diözesen, darunter auch eine in der Grenzstadt Barcelona. Ungefähr 600 bis 800 Kilometer entfernt behauptete sich im Nordwesten der Iberischen Halbinsel unter dem Schutz der Monarchien von León und Asturien eine weitere Anzahl von Bistümern, darunter das aufstrebende Santiago de Compostela. Von diesem Brückenkopf aus war die Hierarchie der römisch-katholischen Kirche im Laufe der nächsten drei Jahrhunderte in der Lage, sich praktisch über die gesamte Iberische Halbinsel auszudehnen. Der erste Schritt wurde im 11. Jahrhundert getan, als in Kastilien, in Navarra und im Gebiet südlich von Santiago eine ganze Reihe von Diözesen neu gegründet oder reorganisiert wurden. Der dramatischste Rückgewinn dieses Zeitraums aber war Toledo, das altehrwürdige kirchliche Zentrum des untergegangenen westgotischen Königreiches, das Alfons VI. von Kastilien und León im Jahre 1085 eroberte und schon bald darauf zum Sitz eines Erzbistums erhob. Als Erzbischof von Toledo, das später Spaniens größte Kirchenprovinz wurde, installierte König Alfons Bernhard, einen Mönch aus dem berühmten französischen Kloster Cluny, der zuvor schon Abt des Klosters Sahagún im Königreich León gewesen war. Am 18. Dezember 1086 stellte der König eine feierliche Stiftungsurkunde aus, in der es heißt:

Durch Gottes unerforschlichen Ratschluß befand sich diese Stadt 376 Jahre lang in der Hand der Mauren, die den Namen Christi gemeinsam lästerten. ... Nach vielen Schlachten und nach Tötung zahlloser Feinde habe ich ihnen mit Hilfe der Gnade Gottes bevölkerungsreiche Städte und starke Festungen entwunden. Dann führte ich, von Gottes Gnade inspiriert, ein Heer gegen diese Stadt, in der meine Vorfahren einst mit Macht und Reichtum regierten, weil ich es im Angesicht des Herrn für gerechtfertigt hielt, daß ich, der Herrscher (imperator) Alfons, nunmehr, was die verfluchte Rasse unter ihrem Anführer Mohammed den Christen einst weggenommen hatte, im Bunde mit Christus als meinem Anführer wieder in den Besitz der Anhänger dieses Glaubens zurückführte.

Es folgt ein Bericht über den Fall der Stadt, die Einsetzung des Erzbischofs und die Weihe der Kirche, »damit, was bis jetzt ein Wohnort der Dämonen war, von nun an bis in Ewigkeit ein heiliger Ort für die himmlischen Mächte und für alle Christen sei«, und schließlich stattete der König das Bistum mit einer Reihe umliegender Dörfer aus. Das Tempo der Rückeroberung und der kirchlichen Neuorganisation nahm zu. In zwei großen Anläufen, ca. 1080 bis 1150 und 1212 bis 1265, wurde fast der gesamte Rest der Halbinsel wieder unter christliche Herrschaft gebracht und in lateinische Diözesen eingeteilt. Lissabon wurde mit Hilfe von Kreuzfahrern aus dem Norden im Jahre 1147 eingenommen. Sofort wurde »der Bischofssitz wiedereingerichtet« und der Engländer Gilbert von Hastings als erster Bischof inthronisiert, der dann in seinem Bistum die liturgischen Bräuche der englischen Diözese Salisbury einführte. Im späteren 12. Jahrhundert kam der christliche Vormarsch mehrere Generationen lang zum Stillstand, doch der Sieg von Las Navas de Tolosa im Jahre 1212 verlieh ihm neuen Schwung. Während der Regierungszeit der Könige Ferdinand III. von Kastilien (1217-1252) und Jakob der Eroberer von

Aragon (1213-1276) gelang dann die Besetzung der gesamten Halbinsel mit Ausnahme des südspanischen Vasallenstaates Granada. Valencia kapitulierte 1238 vor Jakob von Aragon, und sofort wurde die Hauptmoschee in eine Kathedrale umgewandelt, die den neuen Bischöfen als Sitz diente, bis Ende des 13. Jahrhunderts mit dem Bau einer neuen Domkirche im westlichen Stil begonnen wurde. 1248 konnten die Kastilier nach einer sechzehnmonatigen Belagerung ihren Einzug in Sevilla halten. Auch sie weihten die Hauptmoschee sofort zur Kathedrale für die neue Erzdiözese:

Als der edle König Don Ferdinand sich freudigen Herzens über den großen Lohn, den Gott ihm für seine Mühen gewährt hatte, in der Stadt niedergelassen hatte, machte er sich daran, zum Lob und zur Ehre Gottes und der Heiligen Jungfrau Maria, der Muttergottes, den Sitz des Erzbischofs wiederherzustellen, der vor langer Zeit aufgegeben, geplündert und seines rechtmäßigen Hirten beraubt worden war. Und zu Ehren Marias, deren Namen diese edle und heilige Kirche trug, wurde eine würdige Stiftung errichtet. ... Und dann übertrug er das Erzbistum Don Ramon, der damit der erste Erzbischof von Sevilla wurde, seit der König Don Ferdinand die Stadt gewonnen hatte.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts gab es in den spanischen Königreichen und in Portugal insgesamt 51 Diözesen. Das war ein ziemlich dichtes Netz, denn die iberischen Bistümer waren nur 1,4mal so groß wie die im weitaus früher christianisierten und dichtbesiedelten England. Mit der Reconquista ging somit ganz natürlich die Schaffung einer großen neuen Kirchenorganisation einher.

Der östliche Mittelmeerraum im 11., 12. und 13. Jahrhundert

Von allen Kriegen, die für die Verbreitung des Christentums geführt wurden, sind die Kreuzzüge im östlichen Mittelmeerraum die bekanntesten. Sie nahmen ihren Anfang mit der bemerkenswerten Expedition französischer und italienischer Ritter und Nichtadliger in den Jahren 1096 bis 1099, die mehr als 3000 Kilometer durch weitgehend unbekanntes und unwirtliches Land marschierten, um die Heilige Stadt ihres Glaubens, Jerusalem, zu erstürmen. Verglichen mit den entsprechenden Eroberungszügen in Sizilien und Spanien blieben die levantinischen Unternehmungen jedoch unvollendet und waren nicht von dauerhaftem Erfolg gekrönt. Gleichwohl begannen schon die Kreuzfahrer der 1090er Jahre, als sie sich ihrem Ziel näherten, im Osten eine lateinisch geprägte Kirche zu gründen. Im Gefolge der kreuzritterlichen Eroberungen wurden die größeren Städte Palästinas und Syriens zum Sitz westlich orientierter Bischöfe. So wurden im Jahr 1099 in den besetzten Städten Tarsus, Marnistra und Edessa französische Erzbischöfe installiert. Daimbert, Bischof von Pisa und päpstlicher Legat, wurde Patriarch von Jerusalem. Bei der schrittweisen Komplettierung der Hierarchie der Patriarchate, Erzbistümer und Bistümer in den Kreuzfahrerstaaten diente die ältere griechische Kirchengliederung natürlich als Ausgangspunkt, doch wurde sie schon bald durch Schaffung neuer und Verlegung alter Bischofssitze wesentlich verändert. Die Bischöfe wurden im allgemeinen aus Zugewanderten rekrutiert. Die ersten vier lateinischen Patriarchen

von Antiochia trugen beispielsweise die erzgallischen Namen Bernhard von Valence, Radulph von Domfront, Aimery von Limoges und Peter von Angoulême. In den dreißiger Jahren des 12. Jahrhunderts erreichten die lateinischen Patriarchate von Antiochia und Jerusalem ihre größte Ausdehnung. Ungefähr dreißig lateinische Diözesen erstreckten sich in einem Bogen von Kilikien bis zum Toten Meer. Danach jedoch mußte die lateinische Kirche auf dem levantinischen Festland massive Gebietsverluste hinnehmen, die sie nur teilweise und vorübergehend wieder wettmachen konnte. Ende des 13. Jahrhunderts waren die Kreuzfahrer vollständig vom Festland vertrieben, und nur eine ganze Reihe von Titularbischöfen erinnerte seither an diesen grandiosesten Aspekt der Expansion des lateinischen Christentums.

Im 13. Jahrhundert gab es indes auch lateinische Geländegewinne im östlichen Mittelmeerraum, freilich nicht zu Lasten der Muslime, sondern auf Kosten der Griechen. Im Jahre 1191 entriß Richard I. von England auf dem Wege nach Palästina Zypern seinen griechischen Herrschern; die Insel fiel schließlich an ein Adelsgeschlecht aus dem Poitou, die Lusignans. Nur wenige Jahrzehnte später läßt sich dann auch auf Zypern eine lateinische Hierarchie nachweisen, mit einem Erzbischof in Nikosia und Bistümern in Famagusta, Limassol und Paphos. Auf Zypern bestanden auch weiterhin zahlreiche griechische Diözesen, doch waren sie nun dem lateinischen Erzbischof unterstellt. Ein anderer größerer Expansionsgewinn der lateinischen Kirche ergab sich nach der Eroberung Konstantinopels durch Teilnehmer am Vierten Kreuzzug im Jahre 1204. Ein Lateinisches Kaiserreich wurde errichtet (das von 1204 bis 1261 bestand), und mit dem lateinischen Kaiser kamen auch ein lateinischer Patriarch und lateinische Bischöfe. Die Geschichte dieser lateinischen Bistümer ist jedoch sehr verwirrend. Manche haben anscheinend nur auf dem Papier bestanden. Andere hatten nur ein kurzes Leben oder existierten lediglich mit Unterbrechungen, denn all diese kirchlichen Strukturen hingen wesentlich vom Schutz der politischen Mächte ab. Andere »lateinische« Bistümer waren wohl lediglich griechische Diözesen, deren Oberhäupter sich klugerweise dem Papst unterwarfen. Gleichwohl waren die Absichten der römischen Kirche im Hinblick auf ihre Neuerwerbungen im östlichen Mittelmeerraum klar. Die von den Lateinern schon bald nach dem Fall Konstantinopels eroberte Kirche von Athen zum Beispiel hatte schon im Jahre 1206 einen lateinischen Oberhirten, Berardus, der mit Erfolg um die päpstliche Erlaubnis nachsuchte, sein neues griechisches Erzbistum nach den Richtlinien der Pariser Kirche zu reorganisieren (*secundum consuetudinem Parisiensis ecclesiae*). Ein stärker galloromanisch geprägtes Hegemoniemodell ist wohl nirgends zu finden. Während des Lateinischen Kaiserreiches wurde die Kathedrale in Konstantinopel vollkommen vom venezianischen Klerus beherrscht. Im Jahre 1205 mußte der lateinische Patriarch unter Druck sogar einen Eid schwören, daß »niemand Kanoniker von Sancta Sophia werden kann, der nicht in Venedig geboren wurde oder wenigstens zehn Jahre in einer venezianischen Kirche gedient hat«. Der Papst erkannte die Gültigkeit dieses Eides zwar nicht an, doch war das Domkapitel zwischen 1204 und 1261 tatsächlich so zusammengesetzt, als wäre der Eid in Kraft gewesen. Von den vierzig Kanonikern, deren Herkunft bekannt ist, stammten zweiunddreißig aus Venedig, die anderen aus Italien und Frankreich. Man kann also mit Fug und Recht behaupten, daß dies eine Kolonialkirche war. Bis ins späte Mittelalter folgten im fränkischen Griechenland und auf den venezianischen Inseln der Ägäis und des östlichen Mittelmeers Bischöfe aus Frankreich,

Katalonien oder Italien regelmäßig aufeinander. Zwar stand die lateinische Expansion im östlichen Mittelmeerraum auf schwächeren Füßen als anderswo, doch verblieb eine ganze Reihe von Bistümern, die dem Papst Gehorsam leisteten, von den Grenzen Albaniens bis zum venezianischen Kreta oder zum Zypern der Lusignans. In mancherlei Hinsicht wirkte die lateinische Hierarchie im östlichen Mittelmeerraum um 1300 wie Treibgut, das nach einem schweren Sturm weit verstreut an entfernten Küsten gestrandet war; doch sollte man dabei nicht vergessen, daß noch zwei Jahrhunderte zuvor östlich von Italien überhaupt keine lateinischen Bistümer bestanden hatten.

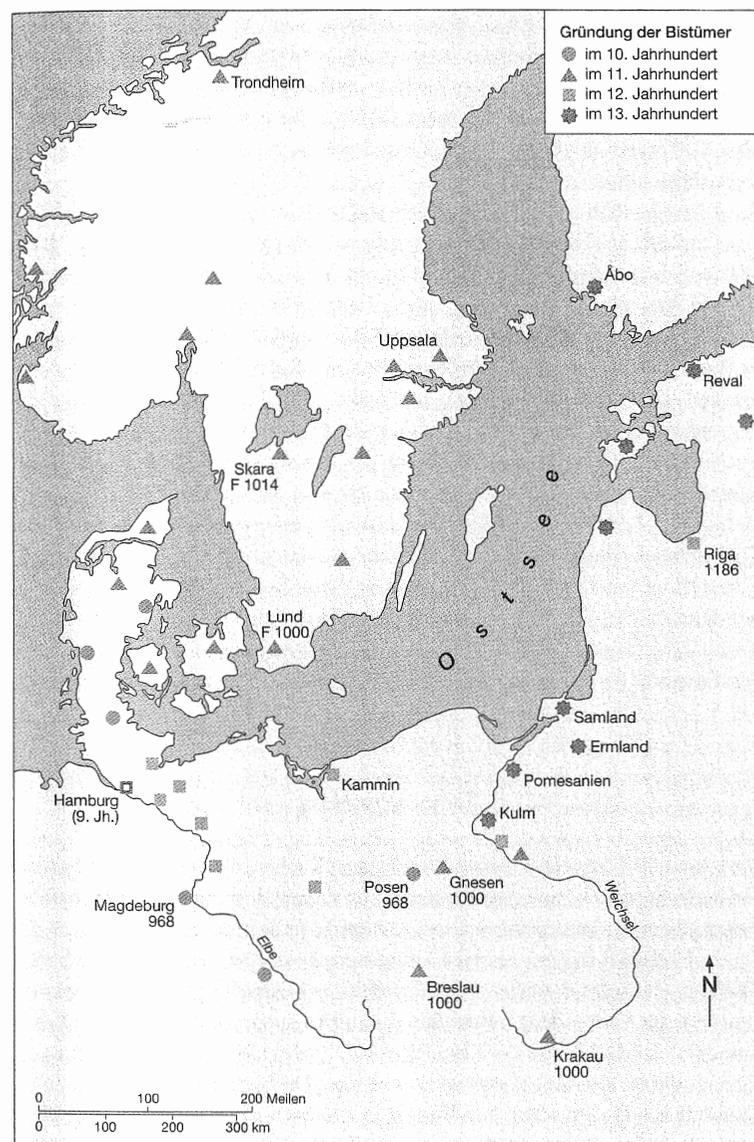
Der Ostseeraum im 12. und 13. Jahrhundert

Gleichzeitig mit der Zurückdrängung des Islam im Mittelmeerraum drangen christliche Missionare und Eroberer in die letzten Bollwerke des einheimischen europäischen Heidentums östlich der Elbe und entlang der Ostseeküste ein. Hier bildeten die westslawischen Völker, die sich der Bekehrung bis dahin widersetzt hatten – die Wenden und ihre entfernten sprachlichen Verwandten, die Balten (Pruzen/Preußen, Litauer und Letten) –, zusammen mit den finnougri-schen Stämmen der Liven, Esten und Finnen von den Grenzen Sachsens bis zum Polarkreis einen großen Bogen schriftloser, polytheistischer Kulturen. Diese Bastion des europäischen Paganismus hielt in der Tat am längsten stand, denn erst 1386 nahm die litauische Dynastie das Christentum an (im Tausch gegen die polnische Krone). In diesem Teil Europas prägten im 12., 13. und 14. Jahrhundert Bekehrung, Abfall vom Glauben und Heiliger Krieg das Leben.

Der erste westslawische Stamm mit einem christlichen Bistum waren im 12. Jahrhundert die Pommern, die im Gebiet um die Odermündung lebten. Im Gefolge der Eroberung durch den polnischen König Boleslaw III. waren sie der Missionierung unter dem deutschen Bischof Otto von Bamberg ausgesetzt. Während zweier Kampagnen in den zwanziger Jahren des 12. Jahrhunderts schaffte es Otto, trotz des oft gewaltsamen Widerstandes der Anhänger heimischer Gottheiten und der heidnischen Priester, deren Tempel und Idole zu zerstören, Holzkirchen zu bauen und Tausende von Pommern zu taufen. Er behielt zunächst persönlich die Aufsicht über die junge pommersche Kirche, doch 1140, im Jahr nach seinem Tode, wurde einer seiner Anhänger zum ersten Bischof in Pommern ernannt; seinen Sitz hatte das Bistum ursprünglich in Wollin, später in Kammin. Einige Jahre später konnten die Pommern dann von ihrer Christianisierung profitieren, als während des Wendenkreuzzugs von 1147 eine Kreuzritterarmee vor ihrer Hauptstadt Stettin auf-tauchte. Die Pommern ließen an der Seite ihres neuen Bischofs ein Kreuz von ihrer Stadtmauer herab, und so mußten sich die Kreuzfahrer, besiegt durch das Zeichen, das sie selbst so verehrten, anderen Beuteobjekten zuwenden.

Die anderen neuen Bistümer, die im 12. Jahrhundert auf wendischem Gebiet gegründet wurden (Brandenburg, Havelberg, Ratzeburg, Schwerin und Lübeck), lagen an gleicher Stelle oder in der Nähe von älteren Bistumsgründungen aus ottonischer und salischer Zeit, die zwischenzeitlich einer slawisch-heidnischen Reaktion zum Opfer gefallen waren. Brandenburg war beispielsweise eine jener Diözesen gewesen, die Otto I. 948 als Missionsbistümer für seine Eroberungen im ostelbi-

schen Raum gegründet hatte. Doch während des großen Slawenaufstandes von 983 war der Bischof zur Flucht gezwungen worden, während die zurückgebliebenen Kleriker zu Sklaven gemacht und der Kirchenschatz sowie das Grab des ersten Bischofs geplündert wurden. In den folgenden anderthalb Jahrhunderten wechselte die Herrschaft in Brandenburg zwischen Slawen und Deutschen mehrfach hin und her, doch wurde nie ein ausreichendes Maß an Sicherheit erreicht, das eine dauerhafte Wiedereinsetzung des Bischofs ermöglicht hätte, obwohl der Anspruch durch eine ganze Reihe von Titularbischofen aufrechterhalten wurde. Erst als die deutsche Herrschaft zwischen Elbe und Oder unter der rücksichtslosen Führung des Markgrafen von Brandenburg, Albrecht der Bär (um 1100-1170), und des Sachsenherzogs Heinrich der Löwe (um 1129-1195) endgültig verankert worden war, konnte dieses Gebiet definitiv in die lateinische Kirchenorganisation eingebunden werden.



Bistümer nördlich und östlich der Elbe von 948 bis zum Ende des 13. Jahrhunderts

Das förmliche Ende des westslawischen Heidentums wird durch die Erstürmung des berühmten Tempels in Arkona auf der Insel Rügen durch die Truppen des dänischen Königs Waldemar I. Im Jahre 1168 markiert. Danach gab es keine Tempel mehr, und die Priester schwiegen still. Doch wissen wir so gut wie nichts über das innere Leben der Wenden nach der Zerstörung ihres offiziellen Kultes.

Von Bekehrung kann man daher wohl kaum sprechen, doch vom späten 12. Jahrhundert an gab es zumindest offiziell keine Alternative zum Christentum mehr. Von der Elbe bis nach Ostpommern erstreckte sich nun ein Band neuerrichteter Diözesen.

Die Bekehrung der anderen baltischen Völker erwies sich als zeitraubender, schwieriger und blutiger. Während sich die wendischen Stämme einem ständig steigenden politischen wie kulturellen Druck seitens der benachbarten christlichen Königreiche Deutschland, Polen und Dänemark ausgesetzt sahen, wobei die Elite ihrer Krieger und Kaufleute bereits vom Christentum durchdrungen war, erwies sich der Zugang zu Pruzen, Esten und Litauern physisch wie ideologisch als wesentlich schwieriger. Diese Stämme waren volkreich, kriegerisch und ihrer eigenen Religion bedingungslos ergeben; darüber hinaus war ihr Siedlungsgebiet besonders gut zu verteidigen. Die Unterwerfung der Pruzen dauerte ein ganzes Jahrhundert, und die Litauer wurden niemals vollständig besiegt.

Das Vordringen des Christentums im Baltikum vollzog sich in der Frühzeit in Form der Missionierung. Im Gefolge deutscher Kaufleute, die von Lübeck an die Düna segelten, kam ein Augustin-Chorherr namens Meinhard nach Livland und errichtete dort eine Missionskirche. Um 1186 wurde er in aller Form zum Bischof geweiht. In Preußen waren es die Zisterzienser, die den Weg wiesen, und ein Missionar aus dem polnischen Kloster Łekno wurde um 1215 Bischof von Preußen. In beiden Gebieten verlief die nachfolgende Entwicklung bemerkenswert ähnlich. In

beiden war es ohne Gewalt unmöglich, ein funktionierendes Missionsbistum aufrechtzuerhalten, und im geistigen Klima des von Papst Innozenz III. geprägten Zeitalters war Gewalt praktisch gleichbedeutend mit einem Kreuzzug. Doch erwiesen sich sowohl in Livland als auch in Preußen punktuelle Kreuzzüge als nicht ausreichend, und so kam die Gründung militärischer Orden hinzu, beispielsweise der Schwertbrüder und der Ritter von Dobrin. In beiden Fällen erwies sich jedoch langfristig das Potential eines älteren und wohlhabenderen deutschen Ritterordens als zu stark für diese lokalen Neugründungen: Um 1240 waren die Kreuzzüge in Livland wie in Preußen fest in der Hand des Deutschen Ordens.

Parallel zur Einführung der Kreuzzugs-idee und der Ritterorden verlief die Ausbildung einer bischöflichen Hierarchie. Diese Aufgabe nahmen päpstliche Legaten in die Hand. Während der preußische Bischof Christian von den Heiden gefangengehalten wurde, fand ein Plan, seine Diözese in vier Sprengel aufzuteilen, die Zustimmung der Kurie. So stellte der päpstliche Legat Wilhelm von Sabina eine Urkunde aus, die diese Teilung bestätigte und im Ordensland Preußen die Bistümer Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland einrichtete. Gleichzeitig wurden durch die Fortschritte bei der Eroberung Livlands und der Nachbargebiete dort neue Diözesen geschaffen. 1251 wurde das alte Bistum des Missionars Meinhard an der Düna, nunmehr mit Sitz in Riga, zum Erzbistum erhoben, dem alle anderen Bistümer in Livland und Preußen unterstellt waren. Natürlich erforderten die Einzelheiten der Kirchenorganisation und der wirtschaftlichen Ausstattung sowie der Auf-

bau funktionsfähiger Domkapitel noch einige Zeit, doch im Verlauf von zwei bis drei Generationen war der römischen Kirche nunmehr eine neue Kirchenprovinz hinzugefügt worden, die fast die gesamte östliche Küstenregion der Ostsee bedeckte. Gerade hier zeigt sich paradigmatisch die Bedeutung des Begriffes »Expansion der lateinischen Christenheit«.

Deutungsprobleme

Die lateinische Christenheit bestand aus all jenen Kirchen, die in lateinischer Sprache und nach einem vom Papst genehmigten Ritus, zumeist dem römischen, Gottesdienst hielten. Eines der bemerkenswertesten Merkmale der westlichen Kirche war in der Tat ihr Festhalten an einer einzigen Liturgiesprache und an der Vorherrschaft einer Kultform. Zwar gibt es einige wenige Zweifels- und Grenzfälle, bei denen besondere Umstände zur Verwendung anderer Sprachen oder Liturgien innerhalb des römischen Autoritätsbereichs führten; doch handelt es sich hierbei nur um wenige Ausnahmen, die im Laufe der Zeit auch immer seltener wurden. Die besondere Bedeutung, die der Uniformität und dem römischen Vorbild beigemessen wurde, läßt sich sehr schön durch die Art und Weise illustrieren, wie die Karolinger versuchten, in allen Kirchen ihres Reiches dieselbe Liturgie durchzusetzen, und wie sie dabei römische Handschriften als Vorbilder heranzogen. So schrieb der Benediktinenmönch Notker Balbulus (um 840-912) in seiner Vita Karls des Großen: »Aber es schmerzte ihn [Karl] sehr, daß immer noch alle Provinzen oder Bezirke und Städte in den Lobgesängen Gottes, d. h. in den Melodien des Kirchengesanges, voneinander abwichen«, woraufhin päpstliche Hilfestellung erbeten wurde. Die Ziele waren »Einheitlichkeit«, (*unitas*) und »Harmonie« (*consonantia*) der liturgischen Gesänge, und in diesem Punkt blickten kaiserliche Reformer wie Karl der Große nach Rom. Absolute Uniformität war natürlich nur ein Ideal, aber ein Ideal, dem sich die Realität immer weiter annäherte. Als im späten 11. Jahrhundert in Spanien der mozarabische Ritus durch den römischen ersetzt und auch in Böhmen die slawische Liturgie endgültig abgeschafft worden war, hatte das Attribut »lateinische« Christenheit noch weiter an Bedeutung gewonnen.

»Lateinisch« war in der Tat in zunehmendem Maße der Begriff, mit dem sich die Anhänger der westlichen Kirche selbst bezeichneten. Im Zeichen der Kreuzzüge und engerer, aber durchaus nicht herzlicherer Beziehungen zur griechischen und russischen orthodoxen Kirche trat das Lateinische als gemeinsames Merkmal immer stärker in den Vordergrund. Der Begriff bekam quasi-ethnische Obertöne, etwa in der Wendung *gens latina* (»das lateinische Volk«), und wurde - ähnlich wie das Abstraktum »Christenheit« - bald auch in Verbindungen oder allein als generischer Sammelbegriff gebraucht. Als beispielsweise die deutschen Fürsten im Jahre 1125 über die Wahl eines neuen Kaisers für das Heilige Römische Reich debattierten, sollen sie sich nach Darstellung eines Chronisten der Tatsache bewußt gewesen sein, daß die »ganze lateinische Welt« (*tota latinitas*) von ihrer Entscheidung abhängig sei. Ganz offenbar diente »lateinisch« also zur Selbstbezeichnung der Westeuropäer, die sich auf diese Weise trotz aller stammesmäßigen und sprachlichen Vielfalt auf begrifflicher Ebene ein Zusammengehörigkeitsgefühl schufen. Doch ist die Mitgliedschaft in einer liturgischen Gemeinschaft natürlich für sich ge-

nommen noch kein hinreichender Beweggrund für eine erhebliche militärische Expansion und massive Wanderungsbewegungen. »Lateiner« war der Name, den sich die Anhänger des lateinischen Ritus und der römischen Kirchenorganisation selbst gaben, doch kann man der lateinischen Liturgie selbst kaum Expansionskräfte zuschreiben. Vielmehr besteht ein Aspekt der hier erörterten Expansion darin, daß diese Liturgie vom Papst und anderen interessierten Kreisen verschiedenen christlichen Regionen mit höchst unterschiedlicher Tradition aufoktroyiert wurde. Wenn die Ausbreitung der Liturgie jedoch eher als Folge der Expansionsbewegung erscheint, kann sie kaum gleichzeitig auch deren Ursache gewesen sein.

Entscheidend war wohl kaum irgendein inneres Wesensmerkmal des lateinischen Ritus, sondern die Tatsache, daß dieser Ritus als offizielle Liturgie der römischen Kirche galt und damit letztlich auch des gesamten römischen Autoritätsbereichs. Wenn wir die lateinische Christenheit nämlich als Obedienz betrachten, das heißt als eine Vielzahl von Kirchen, die alle die Autorität des Papstes anerkannten, so haben wir es mit einer Organisation zu tun, die von einer aktiven Führung beherrscht wurde. Wachstum und Expansion aber sind als Bestrebungen einer Institution natürlich wesentlich leichter zu verstehen denn als Resultate liturgischer Formen. Der Rolle des Papsttums in den Expansionsbewegungen des Hochmittelalters werden wir uns allerdings erst im zehnten Kapitel dieses Buches zuwenden. Dort gilt die Aufmerksamkeit dann der Allianz der päpstlichen Macht mit der des Adels, dem Einsatz neuer, aktivistischer Mönchsorden durch den Papst und besonders dem bemerkenswerten Fall der Kreuzzüge, dem besten Beispiel für einen päpstlich inszenierten Eroberungskrieg. All diese Aspekte sind wichtig, doch selbst im letztgenannten Fall ist darauf hinzuweisen, daß Inszenierung nicht gleichbedeutend ist mit Ausführung, Orchestrierung nicht mit dem Spiel der Instrumente: Die Direktiven des Papstes setzten die Kreuzritterarmeen in Marsch, doch sie bedeuteten noch nicht die Einnahme muslimischer oder heidnischer Festungen. Selbst in diesem klarsten Fall einer »streitenden lateinischen Christenheit« dürfen materielle und weltliche Aspekte nicht vernachlässigt werden. Und selbst wenn wir die richtunggebende Rolle des Papsttums vom 11. Jahrhundert an nicht in Zweifel ziehen, müssen wir immer noch nach Erklärungen suchen, warum der päpstliche Führungsanspruch gerade zu dieser Zeit so hartnäckig und wirkungsvoll vertreten wurde. Die schiere Existenz der Institution ist für sich genommen noch nicht ausreichend, um das Aufkommen einer päpstlichen Alleinherrschaft zu erklären. Das Papsttum läßt sich am besten als unternehmungslustige, Initialzündungen gebende Institution verstehen, jedoch als eine, die sich am nachhaltigsten dadurch in Szene setzte, daß sie den Wandel in der sie umgebenden Welt zu ihrem Vorteil nutzte. Die großen Päpste des 11., 12. und 13. Jahrhunderts verfolgten in der Tat ganz bewußt das Ziel, »die Grenzen der Kirche auszudehnen«, doch sie agierten in einer Welt, deren dynamisches Wachstum in materieller Hinsicht schon längst begonnen hatte.

Die »Lateiner« waren auch »Franken«. In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts waren das Frankenreich und der christliche Westen fast deckungsgleich, denn außer auf den Britischen Inseln und im Königreich Asturien gab es praktisch keine »lateinischen« Christen, die einen anderen Oberherren anerkannten als Karl den Großen und seinen Sohn. Diese aus römischen, christlichen und germanischen Elementen zusammengesetzte und durch ideologisch geprägte, kriegerische Herrscher geformte Welt, die sich von Barcelona bis Hamburg und von Reims bis Rom er-

streckte, übte auf die folgenden Jahrhunderte einen nachhaltigen Einfluß aus. Das von den Karolingern beherrschte »fränkische Europa« war das Herzstück des Westens. Noch im Hochmittelalter behielt dieses Gebiet (zu dem man, wenn auch mit Einschränkungen, England hinzurechnen kann) seine natürliche Zentralstellung. Denn die Wachstums- und Entwicklungsprozesse verliefen nicht in ganz Europa einheitlich, weshalb es durchaus sinnvoll ist, bestimmte Gegenden als zentral zu klassifizieren. Natürlich kann dies nicht auf der Grundlage verlässlicher Statistiken geschehen, denn die liegen für diesen Zeitraum nicht vor; doch alle indirekten Zeugnisse legen den Schluß nahe, daß eine Zone, die ungefähr von Südostengland bis nach Zentralitalien verlief, eine höhere Bevölkerungskonzentration und ein höheres Niveau wirtschaftlicher Aktivitäten aufwies als alle anderen Gegenden. Insbesondere Nordfrankreich und Norditalien erwiesen sich als außerordentlich innovative Regionen. Hier entstanden zum Beispiel die meisten der neuen geistlichen Orden dieser Zeit, ehe sie ihre Aktivitäten weiter ausdehnten. Nordfrankreich, die Geburtsstätte der gotischen Architektur, der Scholastik und des Artusromans, verlieh der Zivilisation des 13. Jahrhunderts eine ganz eigene Note. Es spricht also einiges dafür, diese Regionen als »Kernland« und als »Zentrum« von der »Peripherie« der sie umgebenden Landstriche zu unterscheiden.

Als sich nun die Krieger und Kaufleute, Kleriker und Bauern des fränkischen Europa auf den Weg machten, um andere Landstriche zu erobern und zu kolonisieren, nahmen sie ihren Kult natürlich mit. Eine vergleichbare »assoziierte Expansion« trat auch bei der Ausbreitung der englischen Sprache vom 16. bis ins 20. Jahrhundert auf: Nur wenige würden die Behauptung riskieren, daß es die Wesensmerkmale der Sprache selbst waren, die für ihre Verbreitung verantwortlich waren. Vielmehr sollte man sein Augenmerk auf die seemännischen Fähigkeiten, die demographischen Gegebenheiten, die geographische Lage und sonstige Voraussetzungen derjenigen richten, die unter anderem eben auch Englisch sprachen. Auf ähnliche Weise hatten im 11. Jahrhundert auch einige fränkische oder lateinische Christen besondere Technologien oder gesellschaftliche Organisationsformen entwickelt, die ihre Expansion entscheidend begünstigten. Die Zunahme lateinischer Bistümer in ganz Europa wäre somit als Folge jener technologisch und sozial bedingten Expansion anzusehen. Andererseits erfordern jedoch die Rhythmen und die Stoßrichtung der hochmittelalterlichen Expansion auch eine religiöse Begründung - denn anders wäre das Vordringen westeuropäischer Armeen in das Hügel- und Jüdisches wohl kaum zu erklären.

Darüber hinaus legen auch die von den Kelten gemachten Erfahrungen ernsthafte Zweifel nahe, ob man das territoriale Wachstum der westlichen Gesellschaft einfach mit der Vervielfältigung lateinischer Bistümer gleichsetzen kann. Besonders instruktiv ist in diesem Zusammenhang der Fall Irlands. Durch die Missionsreisen des heiligen Patrick im 5. Jahrhundert gehörte das Land zu den frühesten nicht-römischen Gesellschaften, die sich zum Christentum bekehrten, ehe Irland dann selbst zum Missionszentrum wurde; waren es doch irische Wandermönche, die so gut wie alle germanischen Stämme Westeuropas evangelisierten. Jahrhundertlang blühte eine reiche irische Klosterkultur. Und doch ist, obwohl das Christentum in Irland sehr alt war, die Geschichte des Landes im 12. und 13. Jahrhundert anscheinend durch Prozesse bestimmt worden, die in ähnlicher Form in jenen Ländern Nord- und Osteuropas abliefen, die der lateinischen Christenheit zu jener Zeit neu einver-

leibt worden. Das Eindringen einer feudalen Ritterelite, die Einwanderung bäuerlicher Siedler, die Herausbildung rechtlich privilegierter Städte, die Einführung einer relativ weit verbreiteten urkundlichen Schriftkultur und des Münzwesens - all diese Aspekte der irischen Geschichte finden ihre Parallele in anderen Gebieten, die Ziel hochmittelalterlicher Expansionswellen waren. Eine koloniale Siedlung im irischen Munster hatte große Ähnlichkeit mit einer in Brandenburg. Irland sowie in gewissem Maße auch die anderen keltischen Länder waren denselben Eroberungs-, Kolonisierungs- und Transformationsprozessen kultureller und institutioneller Art unterworfen wie Osteuropa oder Spanien, obwohl sie schon früh integraler Bestandteil der lateinischen Christenheit gewesen waren. Sie waren »Lateiner« und wurden doch zum Opfer und nicht zum Träger der lateinischen Expansion. Deshalb ist es sicher besser, nach Erklärungsmöglichkeiten für diesen Expansionsprozeß zu suchen, die auch auf die keltischen Länder zutreffen, als sich mit dem Etikett »Ausdehnung der lateinischen Christenheit« zufriedenzugeben, dafür aber die keltischen Länder auszuklammern.

Ein weiterer Aspekt der irischen Anomalie zeigt sich in dem Eindruck, den Irland im 12. Jahrhundert auf Außenstehende machte. Obwohl sich die Iren schon früh zum christlichen Glauben bekehrt hatten und obwohl sie das Credo des fränkischen Europa teilten, wiesen sie kulturell und von ihrer Gesellschaftsstruktur her markante Unterschiede auf. Daß es dort keine territorial organisierte Kirche gab, die den Zehnten erheben konnte, und kein zentralistisches Königtum, dafür aber ein stark ausgeprägtes Clansystem und eine weder lehensmäßig noch kommerziell geprägte Wirtschaftsform, kam dem lateinischen Klerus und den fränkischen Aristokraten ausgesprochen seltsam vor. Als Bernhard von Clairvaux, der berühmte Zisterzienserabt, im frühen 12. Jahrhundert die Iren beschrieb, hob er ihre »Barbarei« und ihre »tierische Art« hervor; er kritisierte ihre Ehebräuche und ihr Abweichen von korrekten Kirchenpraktiken, etwa bei der Entrichtung des Zehnten, und verdammt sie abschließend als »Christen nur dem Namen nach, tatsächlich aber Heiden«. Auch der einheimische Klerus nahm wie die Fremden kein Blatt vor den Mund und versuchte zu dieser Zeit unter anderem, die irische Kirche im Sinne der zeitgenössischen Kirchen in der Welt der Franken umzugestalten. Im Verlauf des 12. Jahrhunderts wurden auch in den keltischen Ländern klar definierte Hierarchien von territorial organisierten Diözesen eingeführt. Natürlich hatte es dort schon zuvor Bischöfe gegeben, doch waren weder die Bistumsgrenzen noch die Autoritätsverhältnisse klar oder gar uniform gewesen. Obwohl es Gemeinsamkeiten zwischen dieser Kirchenreform und dem gibt, was in früheren Jahrhunderten in Spanien oder England abgelaufen war, wo die Bistümer in zunehmendem Maße territorialisiert und die Erzdiözesen genau gegeneinander abgegrenzt worden waren, ist der irische Fall doch extremer. Die einheimischen Führer der irischen Kirchenreformbewegung im 12. Jahrhundert versuchten, ihr Land in eine größere Welt einzugliedern, deren Normen als Maßstab galten. Das Ergebnis der Reformen beschreibt wiederum der hl. Bernhard von Clairvaux:

Barbarische Gesetze wurden außer Kraft gesetzt, römische eingeführt; allenthalben wurden die Bräuche der [römischen] Kirche übernommen, solche, die damit nicht im Einklang standen, zurückgewiesen. ... Alles wurde so sehr verbessert, daß wir heute auf jenes Volk die Worte anwenden können, die der

Herr zu uns durch den Mund des Propheten spricht: »Ich will ... zum ›Nichtmein-Volk‹ sagen: Mein Volk bist du!«

Offenbar hatten die einheimischen Reformer das Gefühl, die Iren könnten erst Gottes Volk sein, nachdem sie die »römischen Gesetze« übernommen hätten. Eine noch schärfere Trennungslinie aber zogen die Kritiker, die nicht aus Irland kamen, etwa die englischen Prälaten, die das irische Leben kritisierten, oder die Krieger und Kleriker, die nach Irland einwanderten und in den siebziger und achtziger Jahren des 12. Jahrhunderts begannen, sich in Irland zu Lords aufzuschwingen. Diese Beobachter und Eindringlinge konnten ihre wahren Motive somit geschickt kaschieren. Während nämlich die anglonormannischen Einfälle in das Irland des 12. Jahrhunderts (mit den Worten einer zeitgenössischen Quelle) durch den Wunsch nach »Land oder Geld, Pferden, Rüstungen oder Streitrössern, Gold oder Silber, ... Grund und Boden« motiviert waren, konnten sich die Invasoren selbst ein religiöses Mäntelchen umhängen, indem sie die Iren wie Bernhard von Clairvaux als »Christen nur dem Namen nach, tatsächlich aber Heiden« hinstellten. »Tatsächlich Heiden« waren sie trotz ihres ausdrücklichen Bekenntnisses zum christlichen Glauben und trotz ihres lateinischen Ritus, weil ihre Gesellschaftsordnung von der des westeuropäischen Festlands abwich. Den Beobachtern aus England, Frankreich und Italien erschien im 12. Jahrhundert die irische Wirtschaft und Sozialstruktur als äußerst seltsam. Das hieß jedoch nichts anderes, als daß die Iren, obgleich sie Christen waren, beschrieben und behandelt werden konnten, als wären sie Heiden. Und so, wie die christlichen Ritter im *Rolandslied* die Ebenbürtigkeit ihrer Kontrahenten, der islamischen Krieger, durchaus anerkennen und nur die Tatsache beklagen, daß diese der falschen Religion angehören (»Wäre er Christ gewesen, er hätte wahres Rittertum besessen«), erkannten in Irland die fränkischen Krieger die fremdartigen Sitten selbst unter dem Mantel einer gemeinsamen Religion. Wenn wir an die vorangegangene Geschichte der irischen Missionsbewegungen denken, dann tut die zur Rechtfertigung der geplanten anglonormannischen Invasion Irlands herangezogene Phrase regelrecht weh: Man habe vor, hieß es, »das Gebiet der Kirche auszudehnen«. Wer nicht in das Sozialgefüge Westeuropas paßte, war also nicht Teil der »Kirche«.

Zu den bildhaften Vorstellungen von Ausschließung und Andersartigkeit, die den Meinungsbildnern im Westeuropa des 12. Jahrhunderts zur Verfügung standen, gehörte nicht nur die Dichotomie »christlich/nichtchristlich«, sondern auch »zivilisiert/barbarisch«, wobei sich diese beiden Polaritäten oft wechselseitig verstärkten. Die Waliser waren »ungehobelt und ungezähmt«, also bekannnten sie sich »nur dem Namen nach zu Christus, doch sie verleugnen ihn in ihrem Leben und in ihren Sitten«. Das (heute »Ukrainer« genannte) Slawenvolk der Ruthenen, die »sich zu Christus nur dem Namen nach bekennen, ihn in ihren Taten jedoch verleugnen«, wurde in einem Atemzug mit anderen »primitiven Slawen« und »wildem Völkern« genannt, die »unzivilisierte Barbaren« waren. Aus alledem geht hervor, daß es nicht genügte, sich nur an die lateinische Liturgie zu halten und dem Papst in Rom zu gehorchen, um als vollgültiges Mitglied der *ecclesia* anerkannt zu werden; denn dieser Begriff bedeutete nicht nur »Kirche«, sondern war fast gleichbedeutend mit »Gesellschaftsordnung«. Als die Männer des fränkischen Europa in die umliegenden, andersartigen Gesellschaften eindringen, trafen sie sowohl auf Nichtchristen

(besonders in Osteuropa und im Mittelmeerraum) als auch auf regionale Varianten des Christentums (besonders in den keltischen Ländern). Ihre Reaktion aber bestand darin, die beiden gleichzusetzen, wenn die christlichen Gesellschaften nicht die sozialen und rechtlichen Merkmale aufwiesen, die den Invasoren von Haus aus vertraut waren. Die Expansionsbewegungen des Hochmittelalters hatten also nicht nur mit dem Wachstum der lateinischen Christenheit zu tun, sondern auch mit der territorialen Ausdehnung einer bestimmten Gesellschaftsform. Diese neigte dazu, sich als römisch und christlich zu sehen, doch paßte für sie die keltische Variante nicht in dieses Muster; daher wurden die keltischen Länder als fremdartiges Ausland empfunden. Seit dem 11. Jahrhundert konnte der Begriff »lateinische Christenheit« also nicht nur benutzt werden, um einen Ritus und einen Autoritätsbereich zu beschreiben, sondern auch zur Kennzeichnung einer Sozialordnung.

Die politische Soziologie Europas nach der Expansion

[...]

Der mittelalterliche und der moderne Kolonialismus

Die »Expansion Europas« im Hochmittelalter hatte offensichtlich vieles mit der überseeischen Kolonialexpansion der Neuzeit gemein. Zugleich aber wies sie gewisse strukturelle Eigenheiten auf. Und besonders in einem Punkt unterschied sie sich markant vom europäischen Imperialismus des 19. und 20. Jahrhunderts, jedenfalls wenn wir die klassische Definition des neuzeitlichen Kolonialismus zugrunde legen. Der moderne Imperialismus intensivierte nach landläufiger Ansicht die großräumige regionale Differenzierung auf dem Globus: Die industrialisierten Gebiete mit ihrer unersättlichen Gier nach Rohstoffen und Märkten verstrickten sich in einer wechselseitigen, strukturellen Abhängigkeit von jenen Gegenden, welche die Rohstoffe lieferten und die Industriestaaten durch den Kauf von deren Fertigprodukten stützten. Dieses Bild ist zweifellos nicht frei von karikaturistischen Verzerrungen, doch wer mit der Geschichte der Kautschuk- und Kupfermärkte der Neuzeit auch nur rudimentär vertraut ist, weiß, daß diese Darstellung mehr als nur ein Körnchen Wahrheit enthält.

Davon unterschied sich der Kolonialismus des Mittelalters deutlich. Wenn sich Anglonormannen in Irland, Deutsche in Pommern oder Kastilier in Andalusien niederließen, dann ging es ihnen dabei nicht um die Schaffung eines Systems regionaler Unterwerfung. Vielmehr reproduzierten sie in der neuen Umgebung die Organisationsformen, die ihnen aus ihrer Heimat vertraut waren. Die Städte, Kirchen und Landgüter, die sie errichteten, ahmten einfach die von zu Hause bekannten Strukturen nach. Unter dem Strich kam bei dieser Art des Kolonialismus dann nicht die Schaffung von »Kolonien« im Sinne abhängiger Einheiten heraus, sondern ähnlich wie bei einer Zellteilung eine Ausbreitung der kulturellen und sozialen Formen, wie sie sich im Kerngebiet der lateinischen Christenheit fanden, über ganz Europa. Die neuen Länder waren eng mit den alten verknüpft. Wer im Spätmittelalter von Magdeburg nach Berlin und weiter nach Breslau reiste, oder von Burgos nach Toledo und weiter nach Sevilla, hatte nicht das Gefühl, irgendeine markante kulturelle oder soziale Grenze zu überschreiten.

Nicht zuletzt deshalb sind Begriffe wie »Zentrum« und »Peripherie« nicht der Weisheit letzter Schluß (obwohl sie kaum zu vermeiden sind), wenn man den Expansionismus des Hochmittelalters beschreiben will. Einerseits ist die vom Zentrum nach außen gerichtete Perspektive natürlich in gewissem Sinn vollkommen gerechtfertigt, herrschten doch um 1300 die Nachkommen von Franzosen in Irland und Griechenland, die Nachkommen von Deutschen in Preußen und Brandenburg, Abkömmlinge von Engländern in Irland und Wales, Männer italienischer Herkunft auf Kreta, die Nachkommen von Kastiliern in Andalusien. Die Menschen und die Macht folgten zentrifugalen Bewegungsmustern in die Außenbereiche, ohne gleichgewichtige Gegenteilstendenzen. Trotzdem ist das »Zentrum-Peripherie-Modell« vielleicht etwas mißverständlich, weil man oft unwillkürlich daraus ableitet, es habe eine langfristige oder gar dauerhafte Unterordnung der Peripherie unter das Kerngebiet gegeben. Doch genau das traf für den hochmittelalterlichen Kolonialismus

nicht zu, bei dem es sich um einen Nachahmungs-, nicht jedoch um einen Differenzierungsprozeß handelte. Diese Expansion durch Replikation wurde typischerweise nicht von den mächtigen Monarchien getragen - fast ist man versucht, zu sagen: nicht vom Staat -, sondern von Konsortien, unternehmerischen Interessengemeinschaften fränkischer Ritter, lateinischer Priester, Kaufleute, Städter und - wenn auch sozusagen ohne Stimmrecht - Bauern. Dieser Aspekt des freien Unternehmertums, das Expansionsunternehmungen wie der anglonormannischen Durchdringung der keltischen Welt oder der Ausbreitung der Deutschen in Osteuropa zugrunde lag, ist schon des öfteren angesprochen worden. Eine Folge war die Schaffung vieler unabhängiger oder praktisch unabhängiger Herrschaften an den Rändern Europas: das Fürstentum der Villehardouins in Morea, die ersten normannischen Herrschaftsgebiete in Süditalien, das autonome Valencia unter dem Cid, Strongbows Leinster und de Courcys Ulster, Brandenburg unter seinen Markgrafen. Nur in wenigen Fällen nahm die Expansion die Form einer Vergrößerung der Königreiche an, hauptsächlich auf der Iberischen Halbinsel. Doch selbst hier blieb, obwohl die königliche Gesamtleitung bei der spanischen Reconquista von zentraler Bedeutung war, ein nicht unbedeutender Raum für autonome städtische Gemeinden mit eigenen *fueros*, eigenen Milizen und einer gewissen Selbständigkeit bei der Gestaltung der Grenzkämpfe vor Ort.

Die Situation an den Ostgrenzen des Heiligen Römischen Reiches belegt eindeutig, daß ein Mangel an zentraler Führung durchaus kein Hindernis für erfolgreiche Expansionsbewegungen sein mußte. Im 12. und 13. Jahrhundert vergrößerten sich durch Eroberung und Kolonisation das deutsche Siedlungsgebiet und die politische Einflußsphäre Deutschlands nahezu auf das Doppelte. Dabei spielten die deutschen Könige und Kaiser nur eine marginale Rolle. Im 10. Jahrhundert war dagegen das rückhaltlose Engagement der Ottonen eine zentrale Voraussetzung für die territoriale Expansion nach Osten gewesen. In jener früheren Epoche bot die Konzentration aller Kräfte unter der Führung des Monarchen die einzige Möglichkeit, eine auch noch so unsichere Eroberung zu machen; im Hochmittelalter dagegen gab es eine spontane, vielköpfige Bewegung, die deutsche Herren und Siedler weit nach Osteuropa trug.

Es könnte sogar sein, daß das um 1300 spürbare Erstarren einiger größerer Königreiche in Westeuropa dazu beitrug, daß die Expansion des lateinischen Europa etwas gebremst wurde. Die amorphen Kleinkriege des 11. und 12. Jahrhunderts hatten genügend Energie, das heißt: Krieger und Arbeitskräfte, Ressourcen und politischen Willen, für Unternehmungen außerhalb der fränkischen Welt übriggelassen; doch im 13. Jahrhundert versuchten die größeren Monarchien und Fürstentümer, die Angriffslust zu monopolisieren. Außerdem konzentrierten sie, obwohl sie mehr Macht hatten als die schwächeren Reiche der früheren Epoche, all ihre Kräfte auf die Auseinandersetzungen untereinander, während Expeditionen weiter draußen kürzertreten mußten. Karl von Anjou, dessen weitreichende Herrschaftsansprüche sich auch auf klassische Produkte der Expansionszeit wie Sizilien, Morea und das Königreich Jerusalem erstreckten, war in Wirklichkeit viel zu sehr mit den Kämpfen gegen seine westlichen Rivalen beschäftigt, um den lateinischen Kreuzfahrernstaaten im östlichen Mittelmeerraum eine echte Stütze sein zu können. Als diese 1291 endgültig den Muslimen in die Hände fielen, bekriegten sich gerade die beiden westlichen Großmächte Frankreich und Aragonien. König Philipp der Schöne

von Frankreich war der mächtigste Herrscher im Gebiet der Christenheit, doch keine seiner Anstrengungen richtete sich auf die Expansion der Christenheit.

Das Gegenbeispiel seines Zeitgenossen Edward I. von England, dessen Eingliederung von Wales in sein Reich als endgültiger Abschluß der anglonormannischen Expansion in jenem Teil der keltischen Welt gelten kann, belegt dagegen, wie gnadenlos effizient die großen Einheitsstaaten des 13. und 14. Jahrhunderts sein konnten, wenn sie sich wirklich auf die Expansion konzentrierten. Charakteristischer für diesen Zeitraum war indes jenes endlose Ringen zwischen den westeuropäischen Vormächten England und Frankreich, das unter dem Namen »Hundertjähriger Krieg« bekannt wurde.

Es waren also Interessengemeinschaften von Rittern, Klerikern und Kaufleuten, und nicht der königliche Machtapparat, welche die typischen Expansionsbewegungen des 11. und 12. Jahrhunderts inszenierten. Der klassische Fall eines solchen Unternehmens, das von einem derartigen Konsortium auf den Weg gebracht wurde, waren die Kreuzzüge im östlichen Mittelmeerraum. Die politische Landkarte der Levante wurde im 12. und 13. Jahrhundert nicht durch königliche oder kaiserliche Staatskunst umgestaltet, sondern durch eine seltsame Koalition westlicher Magnaten und Ritter, papsttreuer, aber auch unabhängiger Kleriker und italienischer Kaufleute, deren Motive so unterschiedlich waren wie ihr Status und ihre Herkunft. Zeitgenossen hielten fest, daß die Armeen des Ersten Kreuzzugs »ohne Herrn und ohne Fürsten« auskamen, daß sie »ohne König, ohne Kaiser kämpften«; doch war die Etablierung der Kreuzfahrerstaaten in *Outremer* nur das auffälligste Beispiel dafür, wie adlige Krieger, klerikale Elite und Kaufleute aus den Städten des lateinischen Westens ihre Kräfte bündeln konnten, oft ganz ohne monarchischen Dirigenten, um neue Staatswesen und Siedlungen zu gründen. Und die Kolonisierung des Baltikums zeigt, wie eine völlig neue soziale und politische Form, der Ordensstaat, aus den Aktivitäten deutscher Kaufleute und Missionare, landhungriger Aristokraten und Bauern hervorgehen konnte, die allesamt unter der Führung und Gesamtleitung eines der internationalen Ritterorden agierten.

Die Interessen der Ritter, Kaufleute, Bauern und Kleriker, die an solchen Konsortien beteiligt waren, harmonisierten allerdings nicht immer. Im heidnischen Osteuropa erhoben die Missionspriester ihre Stimme gegen Habsucht und Brutalität unter den weltlichen Eroberern, deren Gier und Gewalttätigkeit die Einheimischen nicht gerade ermutigte, sich friedlich bekehren zu lassen. Die Deutschen Ritter konnten deutschen Kaufleuten unbekümmert verkünden, sie hätten »gekämpft zur Ehre Gottes und zur Ausbreitung des Glaubens und eurer Handelsfreiheit«, doch auf fast allen Kreuzzugsschauplätzen waren die kommerziellen Interessen mit denen der Kreuzzugsbewegung auf eine Weise verquickt, daß sie sich ebenso oft gegenseitig lähmten wie förderten. Die wiederholten, fruchtlosen Verbote des Papstes, die es italienischen Kaufleuten untersagten, Kriegsgüter an die muslimischen Mächte zu verkaufen, sind dafür ein unzweideutiges Beispiel. Aber die Haltung der Kaufleute ist verständlich, war doch Alexandria, um nur ein Beispiel zu nehmen, nicht nur ein bedeutendes Zentrum des Islam, sondern auch eine der größten Handelsstädte des gesamten Mittelmeerraums. Und so verstand es sich durchaus nicht von selbst, daß venezianische, genuesische oder pisanische Kaufleute lieber im Verein mit fränkischen Adligen diese Stadt erobern sollten, anstatt dort weiterhin unter dem Schutz eines muslimischen Herrschers Handel zu treiben. Oft hatten die fränkischen Adli-

gen im östlichen Mittelmeerraum gegenüber den italienischen Kaufleuten, welche die lebenswichtigen Verbindungen über das Meer kontrollierten, weder Autonomie noch Autorität. Im Jahre 1298 ließ der König von Zypern einem venezianischen Kaufmann, der sich beklagte, von einigen Genuesen beraubt worden zu sein, ausrichten, daß »der König sich in den Streit zwischen Genuesen und Venezianern nicht einmischt«. Und dieser fränkische Kreuzfahrerkönig verhielt sich durchaus vernünftig, wenn er sich aus den merkantilen Streitigkeiten der Italiener ganz heraushielt.

Das Fehlen einer zentralen politischen Lenkung bei den mittelalterlichen Kolonialunternehmungen zeigt sich nicht nur in der prominenten Rolle, die solchen heterogenen Konsortien als eigentlichen Trägern der Expansion zufiel, sondern auch in der Vielfalt der spezifischen Formen der Expansion. Mit Ausnahme Irlands, das sich noch am ehesten als Kolonie im modernen Sinn bezeichnen ließe, ergab sich als Endergebnis des mittelalterlichen Expansionsdrangs nirgends die permanente politische Unterordnung einer Region unter eine andere. Das Königreich Valencia, das Königreich Jerusalem und die Herrschaftsgebiete des Deutschen Ordens in Preußen und Livland waren autonome Nachbildungen, keine Dependancen, west- und mitteleuropäischer Staaten. Und die Leichtigkeit, mit der diese »neuen Kolonien der Heiligen Christenheit« zu unabhängigen Ebenbildern ihrer Mutterländer avancieren konnten, läßt sich am besten durch die Existenz internationaler Rechtsformen und institutioneller Modelle im lateinischen Westen erklären, mit deren Hilfe sich neue Strukturen ziemlich unabhängig von der umgebenden politischen Landschaft schaffen ließen.

Die expansive Kraft und die sich vertiefende kulturelle Uniformität des lateinischen Westens zwischen dem 10. und 13. Jahrhundert sind teilweise auf die Entwicklung solcher rechtlichen und institutionellen Vorlagen in Westeuropa zurückzuführen. Diese waren leicht zu exportieren und anpassungsfähig, aber gleichwohl beständig. Unter neuen Gegebenheiten waren sie selbst modifizierbar und überlebensfähig, transformierten ihrerseits aber auch die neue Umgebung. Kodifizierbare Modelle wie die privilegierte Stadt, die Universität und der internationale religiöse Orden kristallisierten sich im Westen zwischen 1050 und 1200 heraus. Der Ausdruck Kristallisation wurde hier bewußt gewählt, verweist er doch darauf, daß viele der Elemente, die Eingang in diese Institutionen fanden, schon früher existierten, aber noch nicht in genau der Zusammensetzung oder Relation, die sie später annehmen sollten. Aus einer Verbindung der Mönchsregel mit dem ritterlichen Ethos entstand der Ritterorden, aus der Synthese von Immunitätsrechten und Marktordnungen die privilegierte Stadt; Priesterschaft und Korporationsgedanke führten zur Universität. Charakteristisch für alle diese Errungenschaften aber waren ihre Uniformität und ihre Reproduzierbarkeit. Sie gehörten zu den treibenden Kräften der Expansion, weil sie überallhin verpflanzt werden konnten und trotzdem gediehen. In all diesen Fällen zeigt sich, wie kodifizierbare und übertragbare rechtliche Vorlagen es ermöglichten, neue Formen der gesellschaftlichen Organisation in ganz Europa zu verbreiten - und zwar weitgehend unabhängig von zentraler politischer Steuerung. Und genau solche Formen waren die idealen Instrumente für die gerade beschriebenen Konsortien aus Klerikern und Laien.

Zwei - eng miteinander verbundene - Merkmale zeichneten diese Formen besonders aus: ihre rechtliche Grundlage und ihre Internationalität. Weil die neuen For-

men gesellschaftlichen Zusammenlebens juristisch definiert waren, waren sie auch kodifizierbar und übertragbar. Sie erreichten eine gewisse Unabhängigkeit von lokalen Gegebenheiten und ließen sich daher erfolgreich in fremde Umgebungen verpflanzen. Die in zahllosen Stadtrechtsprivilegien, *borough charters* und *fueros* konzipierte Stadt war ein Abbild, ein Normensystem, das den jeweiligen örtlichen Situationen gut angepaßt werden konnte, ohne von ihnen erdrückt zu werden. Deshalb gab das deutsche Stadtrecht, wie im siebten Kapitel erörtert, bis weit nach Osteuropa hinein das Vorbild für andere Städte ab, deshalb ließen sich normannische Gepflogenheiten nach Wales verpflanzen und die *fueros* des christlichen Spanien in den Reconquista-Städten einführen. Wie die Städte besaßen auch die neuen Mönchsorden des 12. Jahrhunderts ein Normensystem, das aus sich selbst heraus verständlich war. Verglichen mit ihren kluniazensischen Vorläufern erreichten die Zisterzienser ein neues Niveau juristischer Artikulation und internationaler Organisation. Das zisterziensische Filiationssystem verband Hunderte mönchischer Gemeinschaften von Irland bis nach Palästina. Und wie im Fall der privilegierten Stadt konnte man auch hier zuversichtlich sein, daß neugegründete Konvente solcher Ordensverbände ihre Umgebung mindestens ebensosehr verändern würden, wie sie sich selbst ihr anzupassen hatten. Das zeichnet eine Formel für erfolgreiche Expansion aus.

Ein wenig ist der Erfolg solcher Modelle mit dem des Alphabets zu vergleichen. Von den unterschiedlichen Schriftformen, die es im Verlauf der Geschichte gegeben hat, ist das Alphabet sicher die farbloseste. Anders als Piktogramme verweisen die alphabetischen Zeichen auf nichts anderes als auf den alphabetischen Code selbst. Sie symbolisieren nicht einmal Laute, im Unterschied zu den Buchstaben einer Silbenschrift. Vielmehr ist das Alphabet der absolute Minimalcode, den es für die Repräsentation von Lauten überhaupt geben kann. Doch genau darin liegt seine große Stärke. Weil die Komponenten dieses Systems aus sich heraus kaum Assoziationen oder Konnotationen hervorrufen, lassen sie sich zu einer unendlichen Vielfalt von Zwecken kombinieren. Ein chinesisches Schriftzeichen enthält ein großes Maß an kultureller Bedeutung; mit ihm sind bestimmte Laute und Begriffe assoziiert; das Schreiben solcher Zeichen und das Nachdenken darüber kann ein religiöses Exerzitium sein. Und es gibt Tausende dieser mächtigen Symbole. Im Gegensatz dazu besteht das Alphabet aus weniger als dreißig Buchstaben, von denen kein einziger intrinsische kulturelle Bedeutung hat. Doch dieses Verblässen von Farbe und Resonanz der Symbole bildet die Voraussetzung ihrer äußerst effizienten Einsatzmöglichkeiten. Und so ist es das alphabetische System, das die Welt beherrscht und das sich selbst im Herzen des Orients zu etablieren beginnt.

In gewissem Sinn geschah Ähnliches auch im mittelalterlichen Europa. In der Welt des frühen Mittelalters herrschte noch eine beträchtliche Vielfalt an reichen lokalen Kulturen und Gesellschaften. Im Verlauf des 11., 12. und 13. Jahrhunderts wurde diese Vielfalt dann auf mancherlei Weise durch Uniformität überlagert. Die kulturellen und politischen Formen, die sich in dieser Epoche ausbreiteten, waren wie das Alphabet durch einen Mangel an örtlichen Assoziationen und Resonanzen geprägt: Die westliche Stadt und die neuen Mönchsorden waren abstrakte Modelle, das heißt sie erhielten kein spezifisches Kolorit und erfuhren auch keine Einengung durch mächtige lokale Einflüsse. Die Benediktiner und die örtlichen Dynastien des Frühmittelalters waren tief verwurzelt und bodenständig, während sich die neuen

Organismen des Hochmittelalters gleichsam durch Samenflug verbreiten konnten. Wie das Alphabet enthielten auch diese überregionalen rechtlichen Formen nur ein Minimum an intrinsischen Informationen und waren dafür mit maximaler Effizienz einsetzbar. Andererseits hatten jedoch diese nackten Modelle, die sich so enorm verbreiteten und dabei die verschiedensten lokalen Welten transformierten, selbst auch ihren Ursprung an einem speziellen Ort zu einer speziellen Zeit, also in einer lokalen Welt: Das Alphabet wurde in den alten levantinischen Handelsstädten entwickelt, die privilegierte Stadt und die Orden im fruchtbaren Durcheinander des nachkarolingischen Europa. Die Geschichte der Ausbreitung mächtiger neuer Entwürfe im 12. und 13. Jahrhundert ist auch die Geschichte, wie eine der vielen örtlichen Kulturen und Gesellschaften des Mittelalters eine Vormachtstellung gegenüber den anderen errang.

Der bislang beschriebene Prozeß der kulturellen Ausbreitung und Anpassung verlief jedoch nicht völlig reibungslos. Er traf auf Widerstand und erzeugte Spannungen. Als die fränkischen Ritter und die lateinischen Kleriker ihre kulturellen wie sozialen Träume und Gewohnheiten in unterschiedliche Teile der Welt trugen, fehlte es nicht an einheimischen Erwiderungen. Neben kultureller Anpassung war auch kulturelle Gegenwehr zu verzeichnen.

Denn für viele waren die Eroberungen und Expansionsbewegungen des Hochmittelalters gleichbedeutend mit Verlust, Schmerz und Tragödien. »Was? Haben sie es nicht mit Schande bedeckt?« beklagte der muslimische Dichter Ibn Hamdîs das Schicksal Siziliens. »Haben sie nicht, die christlichen Hände, seine Moscheen in Kirchen verwandelt ...? Ich sehe mein Heimatland von den Lateinern mißhandelt, das unter meinem Volk so ruhmreich und so stolz war.« Und der walisische Geistliche Rhigyfarch, Zeuge der normannischen Eroberung von Südwales im späten 11. Jahrhundert, sang ein ähnliches Klagelied:

*Das Volk und der Priester werden verachtet
Durch Wort, Herz und Taten der Normannen.
Sie erlegen uns Tribute auf und verbrennen unseren Besitz.
Einer von ihnen, und sei er noch so niedrigen Standes,
Bringt hundert Eingeborene zum Zittern
Mit seinem Befehl und erschreckt sie mit seinem Blick.
Weh uns, tief sind wir gefallen, tief sitzt unser Schmerz.*

Doch die eingeborenen Völker klagten nicht nur, als sie sich dem gewalttätigen Kriegeradel aus dem lateinischen Westen ausgesetzt sahen. Manchmal war die Reaktion seitens der einheimischen Gesellschaften stark genug, um dauerhafte Staaten hervorzubringen, die gerade im Widerstandsprozeß Gestalt gewannen. Die Geburt des litauischen Staates etwa stand im Zusammenhang mit der Bedrohung durch die Deutschen, und diese Nation überdauerte dann sogar den Ordensstaat und beherrschte im Spätmittelalter ganz Osteuropa. Mit der Herausforderung der deutschen Kreuzritter im Baltikum konfrontiert, reagierten die heidnischen Litauer nicht nur, indem sie zähen militärischen Widerstand leisteten, sondern auch, indem sie eine zentralistische Staatsstruktur mit einer einheitlichen dynastischen Führung schufen. Die Geburt dieser dynamischen, expansionistischen politischen Struktur war auch mit einem energischen Bekenntnis zur traditionellen Religion dieses Vol-

kes verbunden. Nur zu leicht wird übersehen, daß um die Mitte des 14. Jahrhunderts dieser von Heiden regierte Staat der größte in ganz Europa war. Und diese Tatsache hatte nichts Atavistisches an sich, denn dort wurde die Artillerie genauso geschickt eingesetzt wie anderswo. Die Götter waren die alten, aber die Waffen waren neu.

Auch anderswo wehrten sich die Einheimischen, wenn auch vielleicht nicht ganz so dramatisch. In Gebieten wie Irland, wo die Invasoren nicht in der Lage waren, ihre Autorität unbestritten durchzusetzen, stößt man auf sehr komplexe Verhältnisse: Eine Teileroberung löste starken Widerstand seitens der einheimischen Herrscher aus, die jedoch selbst auch nicht in der Lage waren, die Eroberer vollständig aus dem Land zu jagen. Die irischen Großen im Norden und Westen der Insel bewahrten auch auf dem Höhepunkt des anglonormannischen Kolonialismus ihre Autonomie und begannen ihrerseits, vom späten 13. Jahrhundert an, die englische Kontrolle zurückzudrängen. Im 14. und 15. Jahrhundert war es dann die englische Bevölkerung, die sich, sehr zum Leidwesen der Kolonialregierung, den Iren annäherte und gälisiert wurde. Dieser »halberoberte« Status Irlands führte zu gegenseitigen Anleihen auf militärischem wie auf kulturellem Gebiet. Im 15. Jahrhundert bauten die Iren Burgen aus Stein, doch viele Anglonormannen verzichteten nun seltsamerweise beim Reiten auf den Steigbügel.

In Spanien unterwarfen sich die Muslime in den eroberten Gebieten, die Mudéjares, meistens nur unter der Bedingung, daß ihnen die freie Ausübung ihrer Religion garantiert wurde und daß sie ihr eigenes Rechtswesen behalten durften. In bestimmte Städten gab es Massenvertreibungen, und die Hauptmoscheen wurden in Kathedralen verwandelt; doch noch bis in die Zeit des Kolumbus gab es große muslimische Minderheiten, die, auch wenn sie zunehmend Spanisch sprachen und christliche Namen trugen, ihren islamischen Glauben in den christlichen Königreichen des Westens praktizierten.

Litauen, Irland und die Mudéjares - an den äußersten Rändern Europas wurde der Prozeß der Homogenisierung eher als ein Prozeß der Polarisierung erlebt. Genau dieselben Kräfte, welche die Engländer, Pommern oder Dänen in eine einheitlichere kulturelle Sphäre hineingezogen hatten, trugen in diesen Außengebieten oft zur Errichtung massiverer Kulturgrenzen bei. Bis zum 14. Jahrhundert hatte ein großer Teil Europas, nämlich England, Frankreich, Deutschland, Skandinavien, Norditalien und Spanien, ein ziemlich hohes Maß an kultureller Homogenität erreicht. Sämtliche Randgebiete um dieses Kerngebiet herum jedoch waren durch eine - oft konfliktreiche - Mischung von Sprachen, Kulturen und manchmal auch Religionen geprägt. Überall in dieser Grenzzone erhielten die Rassenbeziehungen eine Bedeutung, die sie in der homogeneren Kernzone kaum je hatten. Und dabei handelte es sich keineswegs um Beziehungen zwischen Gleichberechtigten: Hier ging es vielmehr um Dominanz und Unterordnung, um Kontrolle und Widerstand.

So berichtet das vorliegende Buch also darüber, wie auf dem europäischen Kontinent ein uniformeres Kulturmuster entstand und sich ausbreitete - aber auch darüber, wie durch denselben Prozeß eine Peripherie sprachlich und ethnisch geteilter Gesellschaften geschaffen wurde. Und diese Geschichte einer wachsenden kulturellen Homogenität, gepaart mit krassen kulturellen Brüchen, sollte all jenen bekannt vorkommen, die sich mit späteren Epochen befassen, bis in unsere Zeit hin-

ein. Es gibt nämlich so etwas wie einen roten Faden. Es wurde so schlüssig wie möglich gezeigt, daß und wie die Denkgewohnheiten und Institutionen des europäischen Rassismus und Kolonialismus in der mittelalterlichen Welt wurzeln: Die Eroberer Mexikos waren mit dem Problem der Mudéjares vertraut, die Gründer der Kolonie Virginia hatten zuvor schon Irland zur Kolonie gemacht.

Es kann überhaupt kein Zweifel bestehen, daß die katholischen Gesellschaften Europas schon vor 1492 tiefgehende Erfahrungen mit kolonialistischen Unternehmungen gemacht hatten. Sie waren vertraut mit den Problemen und Verheißungen der Besiedlung neuer Territorien, und sie waren bereits mit all jenen Fragen konfrontiert worden, die durch den Kontakt mit Völkern aus einem völlig andersartigen Kulturkreis aufgeworfen werden. Natürlich gab es in ihrem Erfahrungsbereich nichts, was so »aus heiterem Himmel« auf sie eingestürzt wäre wie die Begegnungen des Jahres 1492. Ökologisch und historisch wies die mittelalterliche lateinische Welt Berührungspunkte, oft auch Kontinuitäten, mit ihren Nachbarkulturen und -gesellschaften auf. Gleichwohl umgab das katholische Europa von der Iberischen Halbinsel bis weit nach Osten über das Mittelmeer und im weiten Bogen nach Norden bis zum Polarkreis eine Grenze, eine Grenze allerdings, die sich vom 10. Jahrhundert an immer weiter nach außen voranschob.

Eroberung, Kolonisierung, Christianisierung - dazu gehörten: die Techniken der Ansiedlung in einem neuen Land; die Fähigkeit, mit Hilfe rechtlicher Formen und beharrlich gepflegter Einstellungen eine kulturelle Identität aufrechtzuerhalten; die Institutionen und die Weltanschauung, die erforderlich sind, wenn man dem Fremden und Abschreckenden begegnen und standhalten, wenn man es zurückdrängen und mit ihm leben will; Gesetz und Religion, aber auch Geschütze und Schiffe. Die europäischen Christen, die im 15. und 16. Jahrhundert an die Küsten Nord- und Südamerikas, Asiens und Afrikas segelten, kamen aus einer Gesellschaft, die bereits einschlägige Kolonialerfahrungen hatte. Jenes Europa, das einen der größten Eroberungs-, Kolonisierungs- und kulturellen Transformationsprozesse der Welt initiierte, war seinerseits schon das Produkt eines solchen Prozesses.